

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Trudchens Weirath.

Von W. Heimburg.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Mit leisen Schritten wandelte der Sommer über das Land; gelb hogen sich die Aehrenfelder unter dem warmen Winde, und ungepflegt standen die Kirchsäume auf dem Ager und längs der Chausseen. Wolkenlos blaute der Himmel, und in Niendorf wurde das erste Korn eingefahren.

Aus der Stadt war man in die Bäder gestücht, oder in die süßeln Bergthäler. Das Eckhaus am Markte zeigte von oben bis unten verhangene Fenster; Frau Baumbagen weckte in der Schweiz, Herr und Frau Friedrich in Baden-Baden. Onkel Hünrich war nach Helgoland ausgewandert, weil doch nirgend das Kräftlich so gut schmeckt wie auf der Badedüne der Felseninsel. Nur jene Beiden saßen still in ihren Nestern; ein kleines Stückchen Sand und Feld trennte sie, aber sie konnten sich nicht fern sein, hätte zwischen ihnen der Ocean gewogt. Es gab kein Hinüber!

In Niendorf ging es laut her, ungeordnet und unregelmäßig; woher auch sollte Fräulein Adelheid das Getriebe einer Landwirthschaft verstehen? Sie war den ganzen Tag auf den Füßen, sie machte hundert unnütze Wege, und Abends klagte sie, daß die zwei zierlichen Füßchen in den spitzen Haderschuhen ihr so weh thäten und daß die Mädchen keinen Respekt vor ihr hätten. Tante Rosa war schlechter Laune, sie sah sich auf ihre alten Tage dazu verurtheilt, das Amt einer Ehrendame zu üben; Fräulein Adelheid konnte doch unmöglich mit Linden allein zu Mittag und zu Abend speisen, und sie durfte auch nicht fehlen bei Tische. Also stülpte sich die alte Dame jeden Tag um die zwölfte Stunde ihre Sonntagshaube auf und saß, wie ein Häufchen Unglück, neben Linden auf Trudchens leerem Platz. Es waren verzweifelt traurige Mahlzeiten. Nach und nach verstummte auch Heidchen;



Weidende Schafherde. Nach dem Delgemälde von H. Bügel.

eine Antwort bekam sie ja nur in den seltensten Fällen auf ihr Geplauder. So aß man schweigend und trennte sich so rasch wie thunlich, nachdem „gesegnete Mahlzeit!“ gesprochen war.

Aber Franz hatte doch wenigstens noch Arbeit, er konnte nicht immer denken und grübeln und auf die festgeschlossene Thür blicken, die in Trudchens Stube führte; das kam Abends erst im stillen Zimmer, wenn unten die Stimme der kleinen schwarzen Adelsheid allerlei schwermüthige Lieder sang, von Liebe und Sehnsucht. Und wenn es um Mitternacht ganz still wurde, wenn Alles schlief in Haus und Hof und nur noch ein verkorkerter Hundeblass vom Dorfe herüberhallte, da wanderte er im Zimmer auf und ab, bis die Lampe trübe wurde und erlosch, und selbst dann noch.

Er wartete nicht mehr auf ihr Kommen; Tage, Wochen lang hatte er es gethan. Anfangs war er in verzehrender Sehnsucht bis an die Mauern ihres Gartens geschritten; er wollte da sein, wenn sie hinaustrat aus der Pforte, beim ersten Schritt schon wollte er ihre entgegnetreten. Es war umsonst, sie kam nicht.

Einmal hatte ihn das Gesinde mit seltsam rothen Augen gesehen. „Der Herr weint nach der Frau,“ war schon die Rede gegangen in der Küche.

„Warum holt er sie sich nicht?“ meinte der Aufseher, „ich würde keine Thräne vergießen, wüßte schon, wie ich solch hübschen Trostlopf kriegen thät!“ Und er machte eine nicht mißzuverstehende Gebärde. „Grobian!“ erklärte das Hausmädchen wegwerfend, und das ganze weibliche Personal wandte ihm den Rücken.

Ah, und es war ein Erntejahr, wie seit langer Zeit nicht; die Schenken saßten kaum den Gottesseggen. Von den Wiesen kam der Duft des Heues herüber und vermischte sich mit den tausend Centifolien im Garten; auf dem Hofe blühte die große Linde, und eine Legion kleiner goldgelber Rüden ließ sich von der Frau Mutter spazieren führen. Droben im Storchneste auf der Scheune wuchsen die Jungen heran; wie eingespinnen lag das alte traute Haus im üppigen Grün, und die Waldreben krochen hinauf zu den Fenstern und sahen in leere Zimmer, und die Schwalben, die unter dem Dache bauten, erzählten in Stadt und Land umher: „Sie ist fort von ihm! Sie ist fort von ihm!“

Ja, man wußte sie überall, die traurige Mär: Trudchen Baumbhagen hat sich von ihrem Mann getrennt. In den Kaffeegesellschaften erzählte es flüsternd Eine der Andern, auf der Regalbahn und am Stammtisch sprach man davon, und an der Table d'hôte im „Deutschen Hause“ war es die stehende Unterhaltung. Genau wußte man ja nicht, weshalb? Tausend Vermuthungen der wunderbarsten Art wurden laut:

„Er habe etwas gar zu willkürlich über die Mitgift der Frau verfügt —“

„Sie sei davon gegangen, weil er in bodenloser Heftigkeit die Hand gegen sie erhoben —“

„Die Schwiegermutter habe etwas dazwischen gebracht —“

„Gott behüte! Sie ist eiferüchtig — da soll eine kleine schwarze Koufine im Hause sein —“

„Nicht doch! die junge Frau ist dahinter gekommen, daß er beim Freien um sie eine Vermittelung zu Hilfe nahm. Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege.“

„Ah, bah! darum läuft ein Weib nicht davon!“

„Alle Wetter, da kennen Sie Trudchen Baumbhagen schlecht. Thatsache ist's, sie ist fort von ihm.“

Ja, Thatsache war es! Und Trudchen saß in ihrem einsamen Hause, in ihrem wunderbar stillen düstern Zimmer wie eine lebendig Begrabene. Sie las auch nicht mehr, es war, als ob sie mit wachenden Augen schlief. Zuweilen brachte Johanne ihr Kind, und die Augen der jungen Frau folgten mechanisch dem kleinen Würmchen, wenn es umgeschickt durch die Stube rutschte oder sich am Stuhlbein aufzurichten verachtete; aber anrühren that sie es nicht, selbst wenn es hinfiel und schrie. — Gegen Abend aber kam immer dieselbe unerklärliche Unruhe über sie; dann ging sie im Garten umher in stürmischen Schritt, lange Zeit, bis sie endlich auf dem Luginsland ankam; und dort blieb sie stundenlang und sah den Thurmberg an, bis der Thau ihr Haar und Gewand feuchtete.

„Rah auf, ich werde krank,“ jagte sie zu Johanne, „hier oben.“ Und sie wies nach dem Kopfe.

„Ich glaub's,“ nickte diese; „man kann sich wesentlich so weit bringen.“ — —

Es war ein Tag zu Ende Juli, furchtbare Schwüle brütete über der Welt, und die junge Frau litt entsetzlich darunter, nicht in ihrem kühlen Zimmer. Regungslos lag sie nach Trüben im Sessel am Fenster; ein heftiger einseitiger Kopfschmerz quälte sie wie so oft jetzt.

Johanne setzte ihr die Tasse mit starkem schwarzen Kaffee auf das Tischchen und legte das Buch hin, in dem schon seit drei Tagen die nämliche Seite aufgeschlagen war. „Hier ist auch ein Brief,“ fügte sie hinzu.

Trudchen hatte förmlich Schen bekommen vor dem Brief. Sie überwand sich aber doch, es waren Jenny's köstliche Scherzstücke, und Jenny schrieb nur leichtes oberflächliches Zeug; ein Blick in den Brief genügte da schon. Zwei Blätter flogen ihr entgegen.

„Wir haben schon lange nichts von Dir gehört,“ las sie, „daß es uns angst ist um Dich; bist Du noch immer in ‚Wohlrufe‘? Gesehen lernte ich den Rechtsanwalt K. auf der Reimerei kennen, denselben, der in dem bekannten Scheidungsproceß des Herzogs von P. mit der Gräfin Y. Vertreter der Letzteren war. Ich redete ihn scherzhaft darauf an, ob man sich von seinen Gebieter trennen könne, wenn man erfährt, daß dieser bei der Werbung mehr unser irdisches Gut als unsere Person im Auge hatte, deutete ziemlich genau die Situation an und sprach von einer Freundin, die in dieser Lage sei. Er erwiderte: ‚Sagen Sie Ihrer Freundin, sie soll ganz still wieder zu ihrem Gatten schleichen, denn sie zieht jedenfalls den kürzeren!‘ Er drückte sich noch unartiger aus, er ist ja bekannt als Grobian.“

Ra, da hast Du das Urtheil einer Autorität. Mach' die Sache ein Ende, denn längeres Jögern könnte Dich so bitter gereuen, wie Du es in Deinem gegenwärtigen hoheitsvollen Tone Dir gar nicht anzumalen vermagst. Wenn mich nicht Alles täuscht, liebst Du ihn ja wirklich? Nun, es giebt Dinge — aber es ist schwer, darüber zu schreiben. Lies den beigelegten Brief, den Mama mir vor ein paar Tagen sandte. Vielleicht ahnst Du, was ich sagen will.

Ich wünschte, Du wärst mit in Paris gewesen, oder gar hier in Baden-Baden, Du würdest einsehen, daß wir deutschen Frauen mit unserer dickfelligen Tugendhaftigkeit, unserm himmelgeharten himmelblauen Idealismus uns das Leben recht unangenehm schwer machen. Ich bin überzeugt, eine Französin hielte sich bei Seiten vor Lachen, erfähre sie die Ursache Deines eckigen Konfliktes.

Arthur ist sehr liebenswürdig und parirt aufs Wort. In gestrigen Reunion erfreute er mich mit einer Pariser Toilette. Sobald er herauskommt aus unserm Nest, ist er wie verwandelt. Adieu, nimm die Sache nicht zu tragisch.

Deine Schwester.

Langsam nahm die junge Frau den zweiten Brief; es waren die spitzen Schriftzüge der Tante Stadträtin, und an Franz Baumbhagen gerichtet.

„Liebste Ottilie! Hier ist Alles beim Alten. Ich war gestern in Deinem Hause; Sophie ist auf dem Platz, hat erst wieder große Mottenjagd gehalten. Dein Papagei hat ein schlimmes Auge, geht aber wieder ganz gut. Von Trudchen hörte ich nichts, man wird ja nicht vorgelassen bei ihr; Du wirst wohl Nachsicht haben. Ueber Niendorf schwirren allerlei Gerüchte in der Welt. Gestern Abend kam mein Alter aus dem Regellklub, — es soll ja eine Koufine da draußen sein, die die Wirthschaft führt; Stadtrath Hante will sie gesehen haben in der Linden'schen Equipage — sehr brünett, sehr apart und unendlich aufgeputzt. Ra, Du weißt, die Leute sagen immer gleich viel, aber ich will damit nicht Deins Feuer gießen. Einmal sah ich auch Linden, ich erkannte ihn erst, nachdem er beinahe vorüber war; er kam von der Stadt. Der Mann hat ja schon graues Haar an den Schläfen; er erschien mir überhaupt als ein ganz Anderer, so — wie soll ich sagen — verkommen.“

Trudchen ließ den Brief sinken, dann sprang sie empor, er ruckte und schüttelte sie in allen Gliedern.

Mit furchtbarem Gewalt zwang sie sich, ruhig zu sein und vernünftig zu denken. Was wollte sie denn auch? Sie hatte sich getrennt von ihm in alle Ewigkeit. Aber das Herz! das Herz trampfte sich zusammen, es that so weh auf einmal und kloppte so laut in der todtenhaften Stille, die sie umgab, daß sie glaubte, es zu hören. „Johanne!“ schrie sie auf, aber Niemand antwortete.

er war wohl im Garten draußen oder bei einer häuslichen Arbeit in der Küche.

„Was konnte die auch helfen? „Nein, das nicht, nur das nicht!“

Sie sah wieder im Stuhl am Fenster und schaute in das Lächer der Bäume. Was gäbe sie darum, wenn der Wald, die Berge — in die Zimmer. „Ein munteres Ding, das schwarze keine Feulein,“ hatte Johanne neulich gesagt. Und Trudchen sah sie vor ihrem geistigen Auge, wie sie im Hause umher schwebte, geht im Saal, nun die Treppe hinauf, die lieben alten, schlugen die Hadenstühle so zierlich und fest auf den Gips; und nun an einer braunen Thür — seiner Thür.

Sie darf eintreten? Ach, sein Zimmer, das traute alte Zimmer! Und Trudchen ringt die Hände in einander wie in bitterem Weid. „Fort!“ sagt sie halblaut, „fort! Die Schwelle ist geweiht — ich — ich bin darüber geschritten am seligsten Tage meines Lebens — an seiner Hand!“

Und sie sah ihn sitzen am Schreibtisch, in der grauen Toppe und den hohen Stiefeln, wie er vom Hofe heringekommen; seine weiße Stirn hob sich scharf ab gegen das gebräunte Antlitz. Das hatte sie immer so gerne gesehen.

Und graues Haar an seinen Schläfen? Ach, er hatte es noch nicht vor ein paar Wochen!

Und wieder gankelt eine zierliche kleine Gestalt vor ihren Augen, hin zu ihm. Ach, nur das Eine möchte sie wissen, ob er sie je vergessen kann über einer Andern — über dieser viel mehr? — Aber wozu das Alles!

Sie erhob sich und ging aus der Stube, über den Korridor in ihres Vaters Zimmer. Was Papa gethan, das hatten schon Tausende vor ihm gethan, und Tausende werden es noch thun — wann auch ja nicht leben!

Auf dem Nachttischchen am Bette stand noch das Glas mit dem geschliffenen Namenszuge, daraus hatte er das Schreckliche getrunken. Man hatte das Gefäß gereinigt und wieder dorthin gestellt. — Sie that ein paar Schritte nach dem Fenster und schaute zusammen, ach so — ihr Spiegelbild; sie trat rasch vor das blinkende Glas und sah hinein, es war ein wunderlicher hässlicher Schimmer darinnen, und todtblaß schaute ihr Antlitz zu an; die tiefen Schattungen unter den Augen zogen sich bis auf die Wangen herab. Schauernd wandte sie sich, es leuchtete ihr etwas Unheimliches aus den eigenen Jägen entgegen.

Und wieder stand sie und grübelte. Was bot ihr das Leben noch? Mit ihm war Alles hin, Alles!

„Frau Linden,“ schallte es hinter ihr, „der Herr Rechtsanwalt.“

Sie nickte. „Nach meinem Zimmer.“ Ach ja, sie hatte vergessen, daß sie ihn um seinen Besuch gebeten. Heute schon kam er; erst gestern hatte sie an ihn geschrieben. Aber es war gut so, es mußte ein Anfang gemacht werden.

Sie wendete sich wieder um; mochte er warten, sie konnte nicht hinübergehen jetzt. Sie trat ans Fenster und sah, wie bleich und schweres Gewölk am Himmel aufstieg; es braute sich ein Wetter zusammen im Westen. Muth, nur Muth! Wenn es vorüber, lächelt die Sonne wieder; zuweilen richtet sich ein gewaltiger Stamm auch nicht wieder auf, desto besser! Nur nicht mehr diese Stille, diese Schwüle. Handelt, handelt — sollte auch —

„Gnädige Frau!“ rief es noch einmal mahnend; da faßte sie sich und ging.

Sie kannte ihn gut, den alten Herrn, der ihr freundlich ernst entgegen schritt; aber sie vermochte kein Wort zu ihm zu sprechen; nur eine stumme Handbewegung nach dem nächsten Schritt. Er wußte ja, worum es sich handelte; mochte er das schmerzliche Gespräch eröffnen.

„Sie wünschen meinen Beistand, gnädige Frau, in dieser recht schweren Angelegenheit?“

„Ja, ich wünsche, daß Sie mich vertreten,“ sagte sie und schaute an ihm vorüber in die Zimmerede, „und ich möchte vor allen Dingen, daß — Herr Linden die Bestimmungen erfährt, die ich für diesen Fall getroffen habe. Ich lasse ihn im Besitz meines ganzen Vermögens bis auf dieses Haus und das Kapital, welches auf meines Schwagers Fabrik eingetragener ist.“

Sie sprach das so hastig, als hätte sie es auswendig gelernt. „Ist es Ihnen denn gar so ernst darum?“ fragte der alte Mann.

In ihren Augen bligte es jetzt auf. „Denken Sie, ich treibe Scherz mit so traurigen Dingen?“

„Und glauben Sie, daß Ihr Herr Gemahl einverstanden sein wird?“

„Es ist Ihre Sache, Herr Rechtsanwalt, dies zu vermitteln.“

Er verbeugte sich stumm. Auch sie schwieg. Eine unheimlich Stille herrschte im Zimmer, im ganzen Hause; Trudchen war es, als sei eben ein Todesurtheil unterzeichnet worden.

„Es giebt ein böses Wetter heute,“ sagte der Rechtsanwalt nach einer Weile; „ich werde mich bald beurlauben müssen, gnädige Frau. Und da ich auf halbem Wege bin, werde ich nach Niendorf fahren, um persönlich mit Ihrem Herrn Gemahl zu verhandeln.“

„Heute schon?“ Sie hatte es erschreckt ausgerufen.

Er zögerte und sah sie an. „Sie haben Recht, es paßt mir auch morgen besser, sagen wir übermorgen.“

„Nein!“ widerrief sie hastig. „Sprechen Sie heute noch, gleich, darüber, es ist ja besser, viel besser!“

Sie erhob sich verwirrt; ihr Kopfschmerz, das Bewußtsein, nun komme der Stein ins Rollen, stürzten auf sie ein. Mechanisch begleitete sie den Herrn bis an die Treppe; dann stand sie auf dem Korridor, die Hand an die schmerzende Schläfe gelegt, schier betäubt. In der Küche hörte sie Johanne, und als ertrüge sie die Einsamkeit nicht mehr, trat sie hinein und setzte sich auf den sauberen Bretterstuhl neben dem weißgefeuertem Tisch; Johanne stand vor demselben und wühlte zwischen Cyphenblättern und Cypressenzweigen. Sie hatte rothgeweinte Augen, und es fielen noch immer ein paar Tropfen auf ihre Hände, die einen Kranz banden. Die ganze Küche roch wie Tod und Begräbniß.

„Was machst Du da?“ fragte Trudchen.

Johanne sah zur Seite und unterdrückte ein Aufschluchzen.

„Morgen wird's ein Jahr,“ sagte sie halb erstickt, „da brachten sie ihn mir todt ins Haus.“

„Ja richtig!“ Die beiden Frauen sahen sich tief in die traurigen Augen; jede mit dem Gedanken, sie wäre die Unglücklichste. Ach, aber da stand der Wagen mit dem schlafenden Kinde, und das gehörte Johanne; und Johanne konnte an ihn denken ohne anderes Weh und Herzeleid, als die Trauer um seinen Verlust. Durch den Tod verloren — es ist nicht halb so schwer, als durch das Leben. Trudchen fand kein Wort der Theilnahme.

„Wie man's nur überleben kann,“ schluchzte die junge Wittve.

„So frisch und gesund ging er über die Schwelle, ich meine immer noch, ich sehe ihn die Gasse hinaufschreiten. Und gerade am Abend vorher hatten wir uns zum ersten Male ein wenig ernsthaft gezault, und ich hatte gedacht: Wari, Du sollst schon betteln um ein freundlich Wörtchen.“ Und da hab' ich mich ohne gute Nacht zu Bette gelegt und hab' ihm am andern Tage früh keinen Kaffee gelockt. Ich hörte ihn so herumhantieren in der Stube und freute mich in mich hinein, daß er so nüchtern fort mußte. Er kam nochmal an mein Bette und sah mir ins Gesicht, und ich that, als ob ich schlief. Wie er aber kaum die Hausthür zu hat, bin ich schon auf den Füßen und sehe ihm nach; er war ja mein ganzer Stolz. Das letzte Mal ist's gewesen, keine zwei Stunden später haben sie ihn mir gebracht; und Tag und Nacht habe ich geschrien auf den Knien vor ihm und gefragt, ob er noch böse ist? Und habe Gott gebeten, daß er ihn nur noch einmal die Augen aufthun läßt, daß ich sagen könnte: Adieu Freije, komm gesund heim, Freije! Aber Alles umsonst, er hat nichts mehr gehört.“

Trudchen sprang plötzlich empor und verließ die Küche. Herr Gott im Himmel! Sie fühlte sich zum Sterben elend. In totem Wirbel drehte es sich hinter ihrer Stirn, nicht anders, als ob Verstand und klares Denken in wilder regelloser Flucht begriffen seien. Sie wollte hier das fortwährende Ende eines Gedankens festhalten und konnte ihn nicht mehr fassen, und dort eine Vorstellung, die noch vor fünf Minuten in schreckensvoller Deutlichkeit sie gepakt und der sie sich nun nicht mehr zu erinnern wußte, trotz allen Sinnens; nur die dumpfe Angst vor etwas Entsetzlichem blieb.

Es war wohl die schwüle Gewitterluft, die beängstigende Stille der Natur vor dem Unwetter, daß ihr die Nerven empörte?

Sie klingelte und ließ Eiswasser bringen. Als Johanne das thanig beschlagene Glas vor ihr niederlegte, wandte sie den Kopf zur Seite. „Johanne, weißt Du zufällig, wie lange die — junge Dame noch auf Riendorf bleibt?“

„Ich glaube, den Sommer über, Frau Linden,“ war die Antwort. „Es ist ja auch gut, was sollte werden da drüben?“ Trudchen biß sich auf die Lippen; sie schämte sich. Was hatte sie danach zu fragen?

„Wünschen Sie noch etwas, gnädige Frau?“

„Ach danke!“ Und sie blieb einsam in ihrem Zimmer wie alle Tage bisher. Sie hörte das Ticken des Wurmtes in dem alten Holzwerke und dann und wann den Tritt der Dienerin auf dem Korridor. Mit brennenden Augen starrte sie in den sich mehr und mehr verdüsterten Himmel; ihre Hände hatten das schmale Polster der Stuhllehne umklammert, als müsse sie wenigstens äußerlich einen Halt haben.

Allmählich begann es finster zu werden; der hereinbrechende Abend, die schwarzen Wetterwolken im Verein schufen eine völlige Dämmerung, nur zuweilen leuchtete es grell auf hinter dem Geäst der Bäume. Neben an schloß Johanne die Fenster der Schlafstube.

„Soll ich Licht bringen?“ fragte sie und schaute durch die halbgeöffnete Thür.

„Ach danke!“

„Aber gnädige Frau sollten sich doch vom Fenster fort setzen, es sieht sich so schauerlich an.“

Trudchen rührte sich nicht, und das verweinte Frauengesicht verschwand.

Da fuhr ein Windstoß durch die Bäume, wild schlugen die Zweige in einander, als erwehten sie sich der rohen Gewalt; bis zur Erde bogen sich die schwanken Äste und schnellten wieder empor, und in rasendem Wirbel schlenkerte der Sturm Sand, abgerissene Blätter und kleine Steine an die zitternden Fensterscheiben. Und nun ein greller zudender Blitz, ein Donner, der das Haus erbeben machte, und zu gleicher Zeit strömender, wolkenbruchartiger Regen, untermischt mit dem eigenartigen Prasseln großer Hagelkörner.

Johanne kam angstvoll, ihren Kleinen auf dem Arme, in das Zimmer der jungen Frau. „Heiliger Gott!“ schrie sie und sank vor dem nächsten Stuhl in die Kniee. Ein neuer Blitz erfüllte den Raum einen Augenblick mit leuchtend röthlichem Licht, und wie tausend Geschütze krachte der Donner nach.

„Das hat eingeschlagen, gnädige Frau, das hat eingeschlagen!“ rief sie jammernd.

Trudchen war vom Fenster zurückgetreten; sie stand mitten im Gemach. Beim Scheine der Blitze konnte die Dienerin, ihr blaßes unbewegliches Gesicht deutlich erkennen. Sie stützte die

Hände auf die Tischplatte und schaute nach dem Fenster, als ginge das Alles sie nichts an. Und immer furchtbarer tobte das Wetter, die Welt schien in einem Flammenmeer zu stehen. Stunden schien es zu währen. Aber allmählich wurden die Blitze seltener, schwächer die Donnerschläge, zuletzt tröpfelte nur noch ein leiser Regen auf die Bäume, und im fernem dumpfen Wurmtes erstarb das Wetter.

Trudchen öffnete das Fenster und bog sich hinaus; wunderbar duftende Luft zog ihr entgegen, weich und herb, erquickend und belebend. Und siehe, da droben hatten sich die Wolken theilt und ein funkelndes Sternchen blidte herab. Da schrak sie zurück. Von der Landstraße scholl eiliges Fußten, Peitschenthall, Menschenruf — was bedeutete das? Es war sonst todesesinam hier um diese Zeit.

„Feuer!“ Hatte sie recht gehört? Sie konnte die Straße nicht sehen, aber sie bog sich weit hinaus und horchte auf den verhallenden Lärm. Ein rasches stürmisches Herzklopfen meldete sich. Die Gärtnerfrau kam eben eilig auf klappenden Holzpontoffeln über den spiegelnden Kiesplatz zurück, ihre schnelle Stimme drang bis hinauf zu Trudchen: „David, mach' daß Du hinüber kommst, in Riendorf brennt's seit einer halben Stunde — die Spritze ist schon hin, mach' fort!“

Kling, kling, kling, läutete jetzt die Glocke des Kirchleins in Trudchens Ohr klug es markerschütternd nach. — Kling, kling, kling! Was stand sie noch und hatte die Hände fest an das Fensterkreuz geklammert, als seien sie mit ihm verwachsen? Sie hörte Thüren klappen, und Stimmen und Rufen, sie hörte, wie der Gärtner eilig aus seinem Häuschen polterte — und sie stand noch immer wie im Bann.

Wieder die hastig mahnenden Töne der stürmenden Glocke! Und wie aus schwerem Traume riß sie sich auf, und nun war sie ganz lebendig. Wie gejagt floh sie aus dem Zimmer, riß in Korridore ein Tuch von der Wand und eilte an Johanne vorbei, die mit der Gärtnerfrau und den Kindern vor der Gitterthür stand, hinaus auf die halbübereschwemmte Landstraße.

„Gnädige Frau! Um des Himmelswillen!“ schrie Johanne hinter ihr drein. Aber sie achtete auf keinen Ruf; wie flüsterndes Gebet lag es auf ihren Lippen, nur weiter — weiter! Durch breite der Weg sich vor ihr aus und einsam; die Männer, die zu Hilfe geeilt, waren längst an Ort und Stelle.

Sie flog förmlich; sie kannte keine Angst in dem finsternen Walde, sie sah nichts weiter als ein liebes altes brennendes Haus, als ein Paar eiaft so heiß geliebte Männeraugen. Da kam es hinter ihr in tappenden Sprüngen. Ach so — der Hund „Komm,“ flüsterte sie und eilte weiter, ihr auf den Fersen das kluge Thier.

(Schluß folgt.)

In der Schleifmühle.

Von W. Gausshofer.

Zwischen Lech und Isar schieben die Alpen eine waldreiche Hügelandschaft nordwärts gegen die bayerische Hochebene. Durch tiefen Thalschluchten zieht hier der Ammerfluß in vielgewundenem Laufe der Ebene zu, am Fuße des Peissenbergs vorüber, der sich in einsamer Höhe über die Hügel erhebt und weithin schauend die stammverwandte Alpenkette grüßt.

Die mächtigen Waldungen, welche die Ufer des Ammerflusses beschatten, und die weiten Moore, die sich im Norden und Osten an sie schließen, sind ein gefährdetes Gebiet. Nicht als ob Wölfe oder Raubgefiedel hier hausten. Nein — diese Wälder sind todtenstill, bis auf die hallende Holzart, die ab und zu in der Ferne erklingt, und auf den sehnsuchtwedenden Schlag der Walddrossel.

Aber die feelenlose Natur ist's, die hier Unheimliches treibt. Denn das Ammerthal ist die Heimath der schwersten Gewitter, welche die südbayerische Hochebene kennt. Ueber diesen dunklen Waldungen und wasserreichen Mooren pflügen sie aufzusteigen, die riesigen Dunstgestalten des Aethers; hier sättigen sie sich mit ihrer dumpf grollenden Elementarkraft, um sich nach stundenlangem Brüten in Bewegung zu setzen und dann langsam

hinauszuröhlen über die bewohnten Gelände und endlich mit zornstürmender Wucht sich zu entladen.

Durch dieses Waldgefild wandern wir an einem schneefreien Tage des Vorfrühling der nächsten Eisenbahnstation zu, während über den blau-schwarzen Ausläufern der Alpen sich eines jener berückelnden Wetter des Ammerthales zusammenzieht. Bleigrau liegt es im Westen; geisterhaft steigt im Gewitterdunst, noch vom Schneegewande des Winters umkleidet, wie eine Zauberburg die höchste Berg des deutschen Reichs, die Zugspitze, empor.

Den Weg haben wir längst verloren, nur die Richtung nicht. Sie führt uns nach Osten, wo noch klarer Aether über beleuchteten Hügeln lacht. So sehr wir aber den Schritt beflügeln: machtlos ist alle Eile gegenüber der dräuenden Gatt, mit welcher das Gewölk sich zusammen ballt, hinter uns dreinschiebt und grollend sich über uns wölben will. Immer eilender wird unsere Wanderung, bald den Rand eines Hochmoores entlassend, dann wieder durch hochstämmigen Nichtenwald aufwärts. Endlich scheint's uns, als stünden wir auf dem letzten Waldbrücken, von dem aus das Gelände sich abwärts senkt nach dem breiten Thale, durch welches der Schienenweg läuft. Aber schon wegelt der

Fenster, als
 arer tobt die
 er zu sehen
 eden die Höhe
 setze nur noch
 müssen Wurde

 taus; wunder
 ch, erquickend
 die Wolken ge
 nieder. Dann
 lliges Fahren
 is? Es war

 te die Straße
 orchte auf den
 lobten meldete
 pendend Holz
 ihre schüle
 mach' daß Tu
 ven Stunde —

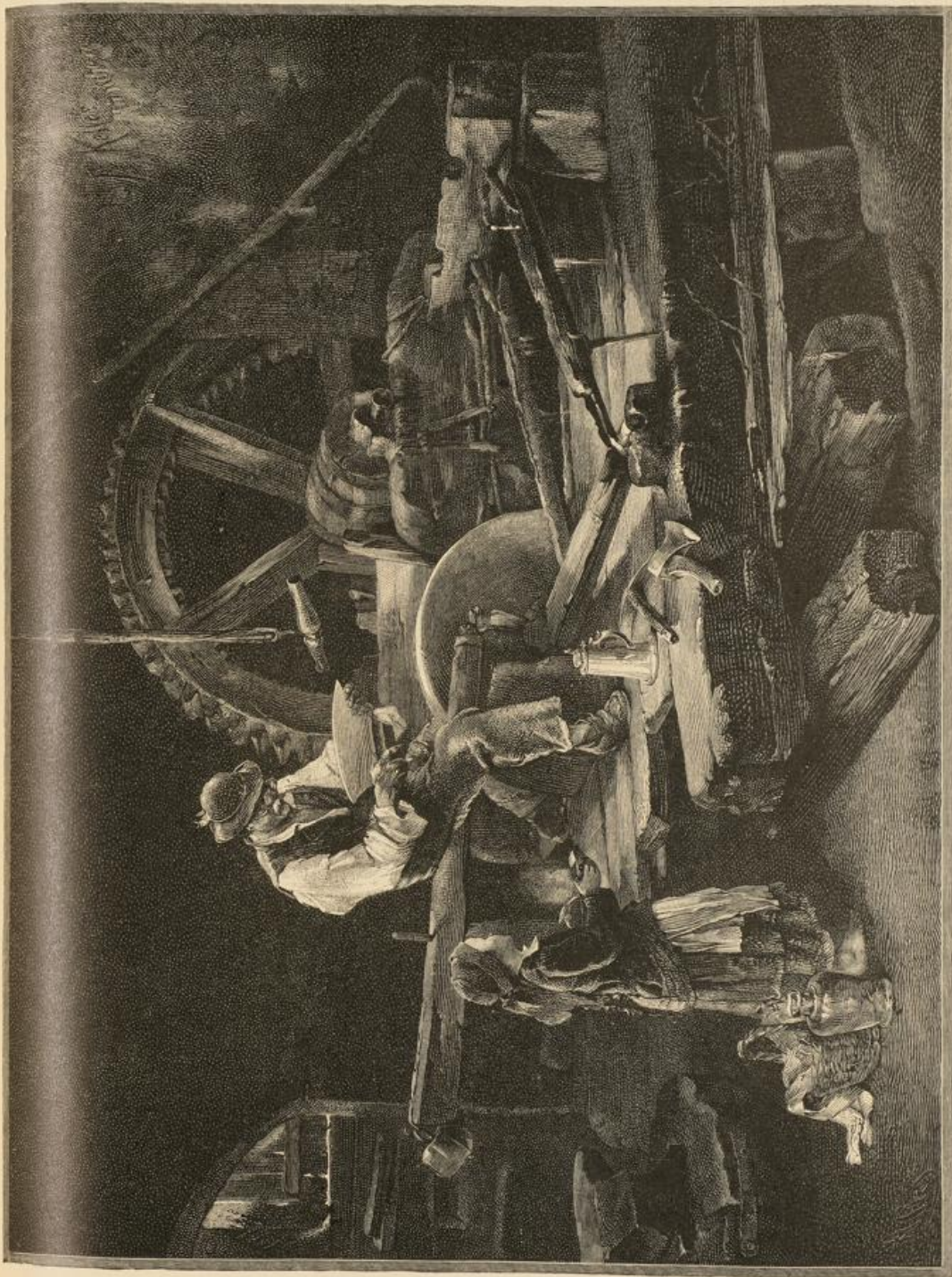
 es Kirchlein:
 ach. — Kling
 Hände fest an
 n verwaschen?
 fen, sie hütet
 le — und sie

 enden Gluck!
 und nun hat
 immer, ich im
 ane vorüber,
 er Gitterpforte
 e.
 ehre Johanne
 wie Hüftendes
 iter! Dumm!
 Männer, die

 dem Hüftend
 s brennendes
 eraugen. Da
 der Hund
 Beeren das

 dlich mit zu

 nem schwillen
 zu, während
 eines jener
 ht. Bleigew
 ist, noch von
 anberburg der
 por.
 die Richtung
 Aether über
 Schritt de
 den Haß, mit
 uns dreinjog
 eilender und
 ores entlan
 rte. Endlich
 drücken, von
 breiten Thale
 n orgelt der



In der Schmiedehütte. Nach dem Holzgemälde von Prof. Dr. Keller.

Sturm durch die Bäume; schwere Tropfen fallen nieder. Und wie der nächste gewaltige Donnererschlag den Höhepunkt des Naturdramas verkündet, sehen wir graue Dächer vor uns und eine rauchende Esse, hören das Rauschen eines Wildbachs und das Tosen eines mächtigen Rades, und stehen einen Augenblick später tief aufathmend unter einem altersgrauen Thorbogen, während draußen der Hagel niedererschlägt.

Neugierig sehen wir uns um. Das Dach, das uns schirmend aufgenommen hat, gehört zu einer jener Hammer-schmieden, die man nicht selten an den Bergbächen im Alpenlande findet. Durch spinnwebumzogene Fenster fällt mattes Licht in den dämmerigen Raum, wo Wasser und Feuer als dienende Knechte arbeiten. Die eine Hälfte des Raums gehört dem Feuer an; da sehen wir eine mächtige Esse mit einem schwerfälligen Gebläse; daneben ein paar schwere, durch ein Mühlenwerk getriebene Hämmer. Jetzt rasten die Hämmer; aber der blanke Ambos unter ihnen und die umherliegenden Werkstücke zeugen von unlängst beendeter Arbeit. Im anderen Theile der Werkstatt trieft es und rieselt. Aus dickem gelbgran gefärbtem, schlammüberklebetem Gebäll ragt ein Paar riesiger Schleifsteine hervor. Ein altes hölzernes Zahnrad, braun und ungeglacht, das mit dem Mühlenrade draußen in Verbindung steht, schwingt sich fnarrend um seine wuchtige Achse und dient dazu, die einzelnen Theile des Werks, das Gebläse, die Hämmer und die Schleifsteine, in Bewegung zu setzen. Das Ganze scheint wie von Cyclophen Händen geschnitten zu sein.

Nur ein einziger Arbeiter ist in der Werkstatt beschäftigt, ein alter, aber kräftig gebauter Mann. Tiefend von dem umher-sprühenden Schleifwasser, die Augen durch dicke Gläser gegen die umherfliegenden Stahlsplitter geschützt, sitzt er weitend auf einem Balken vor dem saujenden Schleifsteine und prüft die Schneide eines schweren funkelnden Beiles, an dem er arbeitet. Und so vertieft ist er in sein Werk, daß er nicht auf das kleine Mädchen achtet, welches hinter ihm steht, in den Händen ein Schüsselchen Suppe für den Großvater. Erst wie sie ihn mit heller Stimme anredet, rückt er sich die Brille auf die Stirn hinaus, nickt dem Mädchen zu, stellt den Stein bedachtsam in Ruhe und steigt von seinem harten Sitze herab, um sein einfaches Abendmahl zu verzehren. Nun erblickt er auch uns Fremdlinge und wird des Regens und des Hagels gewahr, der draußen auf die Straße niederstäubt. Ein gutmüthiges Lachen und ein verständnisvoller Blick zeigt uns an, daß er sich freut, wenn ihm das Unwetter Stadtleute in seine einsame Werkstatt getrieben hat. So setzen wir uns zu dem Raume auf eine Holzbank vor dem Thore, geschützt durch das vorspringende Dach, und reden mit ihm über seine Arbeit und sein Leben, während er behaglich seinen Bier-trug leert.

Der Mann spricht anfangs nur von seinem Geschäft und von der Umgebung; aber wie der Regen leiser und leiser nieder-rieselt und zuletzt Streifen eines nassen Abendsonnenlichts über die tiefenden Wälder hinstreihen, scheinen ihm alte Erinnerungen aufzutauchen, Erinnerungen, bei welchen er mit stiller Resignation nicht ungeru verweilt. Und wie wir, während die letzten Tropfen des Unwetters niederfallen, ihm die hartgearbeitete Hand drücken, um auf dem Fußsteig, den er uns gewiesen hat, die nahegelegene Bahnstation zu erreichen, hat er uns in den rauhen Worten seines

Hochlandsdialekts seine Geschichte erzählt. Sie läßt sich mit wenigen Worten wiedergeben.

Seit einem halben Jahrhundert arbeitet der alte Schleifer in derselben Hammer-schmiede. Einst hatte neben ihm an dem anderen Steine sein Bruder Florian gefessen. Das ist lang, lang vorbei. Flotte, schneidige Butsche waren sie beide gewesen, der Hans und der Florian. Treu hatten sie zu einander gehalten; und wenn es irgendwo bei einer Kirchweibe eine Schlägerei gegeben hatte, dann hatten allzeit die beiden Hammer-schmiedegesellen das Feld behauptet, weil sie gewohnt waren, einander in die Hufe zu arbeiten. Den Beiden war kein Stein, kein Werkstück zu schwer gewesen. Und wenn ein neuer Schleifstein auf seine Achse gebracht war, dann hatt' es immer einen edlen Wettstreit zwischen den beiden Brüdern gegeben, wer von ihnen zuerst die gefähr-drohende Arbeit wagen dürfte, den unheimlichen saujenden Brod zu versuchen. Denn es ist in den Schleifmühlen nichts Unerhörtes, daß sich ein neuer Stein, der etwa innerlich einen Sprung hat, bei seiner ersten Benützung zerpringt und centnerschwere Werkstücke mit der zerstörenden Gewalt von Granatsplittern umher-schleudert.

Florian war verheirathet gewesen, Hans nicht. Und als eines Tags wieder ein neuer Stein auf die Achse gebracht worden war, der beiden Brüdern verdächtig erschien, da hatten sie wieder gestritten, wer den Stein versuchen dürfe. Umsonst hatte Hans den Bruder gebeten, an Weib und Kind zu denken und ihn, den ledigen, an den gefährlichen Posten zu lassen. Der Florian aber war eigenwilliger gewesen als je zuvor, und schwören Herzog hatte Hans endlich nachgegeben. Und wie er besüchert hatte, so war's gekommen. Mitten im tollsten Umschwung war der Stein in Trümmer gegangen; eines der Trümmer hatte den arbeitenden Florian zum Tode getroffen, und sterbend hatte er in den Armen des Bruders gelegen und demselben Weib und Kind empfohlen.

Ein Jahr später hatte Hans die Wittve des Bruders geheirathet. Sie war früh gestorben, und ihre einzige Tochter auch. Und nun haust der alte Schleiferhans mit dem einzigen Enkelkinde des Bruders zusammen. Die Kleine bringt ihm Tag für Tag Mittags und Abends die Mahlzeit in die Werkstatt. Wenn sie mit ihrer jungen Stimme ihn daran erinnert, daß sie da sei, legt er das Werkstück weg und stellt den Stein in Mast; dann schaut ihn der Bruder aus den hellen Augen des Kindes an. Aber das Kind wäre gar nicht nöthig, ihn an den Todten zu erinnern; denn der alte Mann hat ein treues Gedächtniß; und der Platz, auf dem er sitzt, der saujende Stein und das rieselnde Wasser sind heute noch so, wie sie damals waren — vor fünf- unddreißig Jahren; und während die Stahlsplitter und Wasser-tropfen den alten Schleifer umsprühen, hat er Zeit und Ver-anlassung genug, der Vergangenheit zu gedenken.

Die rieselnden Wellen des Baches, der die Schleifmühle in Bewegung setzt, begleiten uns zur Bahnstation. Und während das Unwetter fern im Nordosten weilt, fällt auf die endlosen Wälder hinter uns breit und goldig das Abendlicht, und in diesem Lichte glitzert auch das nasse Dach der alten Schleifmühle, in welcher jetzt wieder der weißbärtige Schleiferhans vor seinem Steine sitzt und darüber nachdenkt, wie das Leben und die Wasser weiterrieseln.

Kulturhistorische Modebilder.

2. Die Geschichte vom Frack.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Es ist merkwürdig, wie wirkungslos die Angriffe der Schriftsteller gegen die herrschende Mode, namentlich gegen die Kleidermode, abzurallen pflegen, mögen diese Angriffe auch noch so geistreich und gelehrt sein. Es sind erst einige Jahre her, daß der schneidige Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer in Stuttgart seine Streitschrift „Mode und Cynismus“ losließ. Sie wurde von Allen gelesen, von Vielen bewundert und sogar von Tausenden gebilligt. „Er hat eigentlich Recht,“ sagten sie Alle. Aber trotz der Zustimmung, des Beifalls und der Bewunderung hatte sie nicht die mindeste Wirkung. Die Dinge blieben „un-

eigentlich“, wie sie waren. Allerdings hat die damalige Damenmode, gegen welche vorzugsweise Vischer sein schweres Geschütz auführte, in verschiedenen Stücken seitdem gewechselt, wie es ja gleichsam ihr Beruf ist, ewig zu wechseln; aber gerade diese Aenderungen — wie z. B. die Tourenüre und die wieder im Auzug begriffene Kreoline, auf Deutsch „Reifrock“ — werden am allerwenigsten Vischer's Beifall erringen.

Alles Das fiel mir ein, als ich kürzlich einen heftigen Angriff gegen den Frack las. Ich kann mir die Möglichkeit denken, daß die Mode wechselt, daß z. B. für Damenkleider in Zukunft

Wien oder Berlin in derselben Weise tonangebend wird, wie es früher Paris war. Auch können wir uns der Wahrnehmung nicht verschließen, daß jetzt schon in manchen Städten, wie z. B. in Wien, was auf den Sport Bezug hat, die englischen Herrenmoden auf dem Festlande einen großen Einfluß ausüben. Allein der Frack ist, was seine Grundform anlangt, überhaupt keine Tagesmode, sondern eine stationär gewordene Tracht, eine stehende Gesellschafts- und Kulturform, welche hundert Jahre Geschichte hinter sich hat und gewiß auch noch einige Jahrzehnte Zukunft vor sich. Wie oft schon hat man Sturm gegen denselben gelaufen, namentlich auch in Deutschland! Ja, es ist immer Deutschland gewesen, das über eine „Nationaltracht“ philosophische Betrachtungen angestellt, aber es mit deren praktischer Durchführung nur zu sehr beherrschenden Anfängen gebracht hat. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts entstand in England und Frankreich eine plötzliche Ummählung der Tracht, welche man in Deutschland slavisch mitnahm.

Am 10. Januar 1798 schreibt ein Berliner Korrespondent in dem „Journal des Luxus und der Moden“:

Kost jeder Stand, fast jede Klasse, z. B. das Militär namentlich außer der Uniform, die Akademien, die junge Kaufmannswelt, der junge Adel der Höfe und Residenzen, hat seine eigenen Uebertreibungen und Karikaturen im Kostüm. England und Frankreich lieferten aber Deutschland immer die ersten Originale dazu und waren stets die Klippen, an denen der Verkehr und gute Geschmack unserer jungen Welt so oft scheiterte. Frankreich stellte uns erst seine süßen Pettimitres und Elegants, hernach seine cynischen Sansculottes und nun seine wildreichen Jaccobables, sowie England seine Maccaronis, Fine gentlemen und Bloods auf, und unsere jungen Deutschen französierten und englisierten sich nach Herzenslust und schraubten natürlich die Siebel noch um etwas höher, um doch auch Etwas von dem Fröhen hinzuzuthun.“

Der Korrespondent liefert in der beigegebenen Zeichnung einige Musterbilder aus Berlin, denen an Haar und Hut, Halsstuch und Frack bis auf „lange, weite Matrosenhosen von Manting im Winter“ nichts von der ganzen revolutionären Stutzerherrlichkeit abgeht. (Siehe Jakob von Falke, „Die deutsche Trachten- und Modenwelt“, Bd. II, Seite 316 und ff.)

Je schlimmer die Wirklichkeit sich gestaltete, desto mehr schwärmte man für Ideale. Ein „teutscher Patriot“ schlug eine Nationaltracht vor. Die Anhänger dieser „Idee“ sollten sich an jedem Orte, sei er groß oder klein, zu Vereinen zusammenschließen, sich durch Unterschriften verpflichten, Beiträge zu leisten, und an einem und demselben, von der Centralleitung zu bestimmenden Tage sollten dann alle die zahllosen Mitglieder dieser zahlreichen Vereine auf der Straße in der „Nationaltracht“ erscheinen — mit dieser Thatsache sei die große Reform endgültig festgesetzt und entschieden.

Natürlich ist aus der Sache nichts geworden. Statt der Nationaltracht kamen die Fremdherrschaft, die Franzosenzeit, die französischen Moden.

Als aber das französische Joch abgeworfen war, da waren es die deutschen Studenten, welche auf den Gedanken der Nationaltracht zurückkamen. Sie erfanden „die deutsche Tracht“ und wußten denselben Eingang zu verschaffen, wenigstens unter einem Theile der Studenten, nämlich unter denjenigen, welche zur Burschenschaft gehörten oder sich zu ihr hielten.

Allein Alledem wurde durch die Reaktion, die seit 1819 immer mächtiger und rücksichtsloser auftrat, ein Ende gemacht. Der einen deutschen Rock mit übergeschlagenem Hemde trug, hatte sicher Anwartschaft auf das Gefängniß. Denn diese Tracht galt für „demagogisch“. Sie dauerte beinahe vierzig Jahre, diese grausame Verfolgung einer harmlosen Jugend — wie uns solche Tage Reuter in seiner „Festungslid“ schildert — und erst Friedrich Wilhelm IV. machte derselben ein Ende für Preußen, wo sie am schlimmsten grassirt hat.

An diese „Nationaltracht“ von 1798 und 1820 wurde ich schon erinnert, als ich einen Aufsatz des Herrn Professor Bruno Meyer las, welcher Aufsatz vor Kurzem die Kunde durch die deutschen Zeitungen gemacht hat. Namentlich druckten die Blätter seine Polemik gegen den Frack ab, welche lautet, wie folgt:

„Eins aber ist zur Reform der männlichen Kleidung unbedingt und sofort nothwendig: die Abschaffung des Fracks. Es

ist schon im Princip unrichtig, für feierliche Gelegenheiten eine bestimmte Kleiderform zu monopolisiren, und nun gar eine von allen im gewöhnlichen Leben gebräuchlichen Kleiderformen abweichende. Praktisch erreicht man damit gerade das Gegentheil von dem Beabsichtigten: Es werden durchschnittlich schlechtere Kleider in der Gesellschaft getragen, als bei stetem Wechsel gesehen würde, und was gar im formellen amtlichen Verkehr für „Hüllen“ Verwendung finden, weil es ja doch einmal bei bestimmten Gelegenheiten diese und keine andere Form sein muß, das glaubt man nicht, wenn man es nicht gesehen hat. — Man verlangt doch von den Damen nichts dergleichen. Denn auch das ausgeschnittene Kleid ist schon längst nur noch in der Hofgesellschaft unumgänglich und wird doch vor allen Dingen sehr vielfach auch in gewöhnlicher Toilette getragen. Und warum sind denn selbst gegenüber der strengen Hofetikette unter dem Namen von Uniformen, National- und Amtstrachten u. dergl. alle möglichen Formen von Anzügen zulässig? Also fort mit einem einzigen, sonst im Leben nicht getragenen Gesellschaftsleidungsstück! Und vollends zehnmal fort damit, wenn es sich um ein Kleidungsstück von solcher Sinn- und Geschmacklosigkeit handelt, wie der Frack ist. Sollte es in unserer Zeit, in der durch Vereinigungen und Vereine so manches Vernünftige bewirkt und ins Leben gerufen wird, gar nicht möglich sein, in der ange deuteten Richtung einen Fortschritt anzubahnen?“

„Unbedingt und sofort“ — „Vereinigungen und Vereinen“ — so hieß es auch 1798 und 1820. Gewiß ist das Alles gut gemeint und schon gesagt, und ich bin weit entfernt, dem Aesthetiker und Kulturhistoriker in Sachen des Geschmacks zu widersprechen. Aber

„Die Posthast hör' ich wohl,
Allein mir fehlt der Glaube,“

namentlich der Glaube an das „Sofort und Unbedingt“.

Ich möchte mich nicht zum Lobredner, sondern zunächst nur zum Geschichtschreiber des Fracks machen und dann kurz das „Für“ und „Wider“ unparteiisch gegen einander abwägen.

Wir wissen, wie der Pops die Perücke verdrängt hat; wie der Pops ursprünglich ein Symbol der Aufklärung, und wie z. B. Friedrich der Große so recht der eigentliche Vertreter des Popses war; wie aber dann allmählich der Umschwung eintrat und im Laufe unseres Jahrhunderts der Pops als Zeichen des Rückschritts und der Geschmacklosigkeit angesehen wurde und dann verschwand, als wenn er nie existirt hätte.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wie der Pops, ist auch der Frack angekommen, aber er hat mehr Widerstandsfähigkeit und Lebenskraft bewiesen, als jener. Vielleicht deshalb, weil er ursprünglich aus militärischen und ritterlichen, insbesondere aus kavalleristischen Kreisen hervorging, was man freilich dem Frack von heutzutage, namentlich dem Frack der Kellner und dem sogenannten „Loyalitätsfrack“ nicht mehr ansieht. Und doch ist es so. Denn folgendes ist die Genese, die Entstehungsgeschichte des Fracks.

Dem Reiter waren die vorn lang herabhängenden Kockschöpfe zuweilen im Wege. Gegen Regen und Unwetter waren sie auch nicht sehr dienlich; dazu hatte man ja den Mantel.

So kam man denn auf den Einfall, die Kockschöpfe nach hinten zurückzuklappen. Auf jeder Seite hinten wurde ein Haken oder ein Knopf angebracht, mittelst dessen man den vorderen Kockzipfel nach hinten und nach oben zurück- und hinaufstüpfte, so daß das Kockfutter nach außen sichtbar wurde. Dadurch daß nun das Kockfutter, das bis dahin, nach innen gefehrt, dem stillen Weilchen gleich nur im Verborgenen blühte, an das Licht der Oeffentlichkeit trat, wurde man genöthigt, demselben eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Man liebte damals eine gewisse Buntheit und Vielfarbigkeit in der Kleidung, auch bei den Männern; — alle Welt trug „zweierlei Tuch“, nicht nur die Soldaten. Beinahe jeder Stand hatte eine, nicht auf dem Wege des Befehls und der Mannszucht, sondern auf dem der Ueberlieferung, der Gewöhnung und der Sitte eingeführte besondere Tracht und Farbe der Kleidung.

Roch zur Zeit unserer Grofseltern hatte der Schulmeister einen hechtgrünen, der Müller einen blaugrauen, der Jäger einen hellgrünen, der Gerber einen lothfarbenen, der Schneider und der Maurer einen dunkelblauen, der Leineweber einen hellblauen, der Schaffer einen weißen, der Professor einen kaffeebraunen, der Fleischer einen rothbraunen und der Musikus einen zimmetfarbenen

Rock an. Die Farben der vier Fakultäten der heutigen Hochschulen sind noch ein schwacher Rest unserer vormals so mannigfaltigen Farbenschatzung. Schwarz trugen damals nur die Katholiken, die Priester, die Scholarchen, die Trauernden und die Schornsteinfeger.

Die Welt war eben damals noch bunter, und selbst auf dem Gebiete der militärischen Tracht herrschte noch viel mehr Freiheit. Die eigentliche „Uniform“ datirt von Friedrich dem Großen, der nicht nur den Hofs, sondern auch den Grad generalisirte, letzteren auch für den Fußgänger, das heißt die Infanterie, einführte und so die Armee uniformirte; und da er ein guter Finanzmann und überall, wo es unbeschadet der Sache ging, auf das Sparen bedacht war, so fand er es schließlich besser, statt den Rockzipfel umzuschlagen und aufzuknöpfen, ihn kurzweg abzuschneiden. Das war einfach und billig. Also hat schon an der Wiege des Grades die Sparjamkeit gestanden. Die doppelten Farben aber behielt man bei, nicht nur für die Schöße, sondern auch für die Brustklappen und für die Kragen, nur suchte man deren Flächen zu beschränken; denn das rothe Tuch war sehr theuer, und man wollte und mußte ja sparen.

Der Grad, der Uniformsgrad, stieg in der Achtung mit den Männern, welche ihn trugen. Seit dem Siebenjährigen Krieg galt die preussische Armee für die beste. Ein Jeder wollte auch in der Kleidung ihr möglichst ähnlich werden. Auch die Leute vom Civil schnitten ihren Rock zu nach dem Muster der Herren Officiere. So ist der bürgerliche Grad entstanden. Allein auch an seiner Wiege hat als Gevatterin die Sparjamkeit gestanden. Sie hat den mehrfarbigen Grad in den einfarbigen und schließlich in den schwarzen verwandelt. Daß dabei die Goldstickereien, die Schmuken, Borten, Eisen und sonstigen Verzierungen, wegziefen, versteht sich von selber. Schon kurz nach dem Siebenjährigen Krieg kam etwas Aehnliches wie der schwarze Grad auf. Ich finde dafür einen Anhaltspunkt in dem interessanten Werke des Herrn von Mohr. Es ist 1765 erschienen und „Anleitung zur Klugheit“ betitelt. Ein Kapitel handelt „von der Klugheit, welche man beim Reisen zu beobachten hat.“

Darin finden wir unter Anderem folgende Regel:

„Trage auf Reisen zwar reinliche und propere, aber nicht verchamereite Kleider (das ist buntfarbige, goldgestickte oder bordirte Röcke, das sogenannte habit habille). Denn in einem bordirten Rock wickst Du hin und wider für einen Abenteurer gehalten werden; auch mußt Du überall mehr bezahlen, und die Leute stellen Dir überall nach, weil man Dich für reich hält. Am Besten thust Du, an fremden Orten in einem einfachen schwarzen Kleide zu gehen, namentlich wenn Du Uriache hast zu ökonomisiren. Du kannst ja einen Trauersack als Ausrede gebrauchen. Auf diese Art kannst Du in einem und demselben Anzuge in alle Gesellschaften gehen, während Du sonst mit Anzügen wechseln

mußt.“ (Damals war es also auch mit den Herren so, wie jetzt mit den Damen, welche während einer jeden Saison drei oder vier verschiedene neue Kleider produciren müssen, wenn es nicht heißen soll „Gott, die kommt immer in demselben,“ das ist: Anzug.) „In einem schwarzen Anzuge kannst Du Dich ausgeben für was Du willst. Allerdings mußt Du doch vielleicht neben dem schwarzen Anzug noch einen verchamereiten haben, damit Du wenn Groß-Galla ist, bei Hofe erscheinen kannst. Denn da kann Dir auch die Ausrede der Trauer nichts helfen.“

Wir sehen hier wieder einen Fortschritt. Vor hundert Jahren war der schwarze Grad bei Hofe noch verboten. Heute ist er schon längst hoffähig geworden. Damals erschienen gerade die frohen

und verlogenen Abenteurer, wie z. B. der berühmte Casanova de Scingalt, in den glänzenden Anzügen, welche man „Phantasio-Uniformen“ nannte. Durch langjährige Erfahrungen belehrt, ist man heutzutage bei Hofe nicht nur vorsichtiger, sondern auch toleranter geworden. Die „Phantasio-Uniformen“ sind nicht mehr statthaft. Jeder soll das Kleid tragen, das ihm zukommt; und wer eine Uniform zu tragen weder berechtigt noch verpflichtet ist, der kommt im einfachen schwarzen, bürgerlichen Gradrock, selbst bei Einladungen der Kaiserin und des Kaisers. Ja, ich habe sogar schon zuweilen bei dem Hof in Berlin den Grad in der Mehrheit gesehen. Es war namentlich so zur Zeit des konstituirenden Reichstages im Jahre 1807.

In der Armee ist der Grad dem Waffenrock, dem Dreimaster und der Tschako dem Helme gewichen. Die Fürsten aller Länder haben den kostbaren und umständlichen Kostümen von eheden die knappe und leidliche militärische Uniform vorgezogen. Dies ist indess erst seit dem Zeitalter Friedrichs des Großen. Früher trug man die spanische Tracht. Der eitele Ludwig XIV. zeigte sich niemals anders. Auch auf den Bildern, welche seine Schlachten und Eroberungen verherrlichen, steht er stets in jenen umständlichen und verzwickten Kleidern, welche es ihm nicht erlaubten, zu Pferde zu steigen oder seine Soldaten selbst in das Feuer zu führen. Dafür hielt er sich seine Leute. Er fuhr in der großmächtigen Kutische.

In der bürgerlichen Gesellschaft dagegen hat der schwarze Grad sich immer breitere, tiefere und ansgehedutere Schichten erobert. Ich sage mit Nachdruck: Der schwarze Grad! Denn die farbigen Grade sind längst schon verschwunden. Der junge Goethe hatte in Weimar, seinem „jungen Werther“ zu Lieb und zu Ehren, den blauen Grad mit gelben Knöpfen eingeführt. Allein Weimar war doch die Welt nicht. Ich selbst habe noch den alten August Wilhelm von Schlegel in einer jugendlichen Periode auf einem hellbraunen Leibrock zu Bonn auf dem Katheder gesehen, worüber sich die akademische Jugend höchlichst ergötzte. Aber der braune Grad, wie der blaue, sind schon lange verschwunden. Der schwarze allein ist geblieben. In ihm darf man vor dem deutschen



Der neue Grad.

Nach dem Originalmalde von Carl Schöffers.

kaifer und vor dem Präsidenten der Vereinigten Staaten er-
scheinen, und Napoleon III. hat ihn mit Vorliebe getragen.
Gewiß ist, man kann auch von dem Frack mit den Worten
des Homer prophesieren:

„Sich wird kommen der Tag, wo verschwindet der schwärzliche Frackrod.“
Einstweilen aber erfreut sich das Kleidungsstück noch einer
mächtigen Herrschaft, welche sich über alle fünf Welttheile
erstreckt.

Gewiß hat Professor Bruno Meyer Recht: Ein schäbiger
Frack ist etwas sehr Schabiges. Gewiß ist es fast unglücklich,
wenn selbst im amtlichen Verkehr für verwahelte Fräde zum
Vorschein kommen. Aber die schlimmsten, nämlich die „juristischen
Fräde“ sind ja durch die Talare beseitigt, welche so Vieles
„mäßig verhüllen“. Allein, wie ist es denn mit dem Cylinder?
Ist etwa ein schäbiger Cylinder weniger schäbig, als ein schäbiger
Leibrock?

Ohne Zweifel giebt es auch viel geistreiche Männer, welche
den Frack für „fimm und geschmacklos“ erklären. Allein was
beweist das? Seit den Zeiten der alten Griechen und Römer
waren die Kleidungsstücke, welche der „gute Ton“ vorschrieb und
die in der vornehmen Gesellschaft erfordert wurden, selten sehr
einfach oder geschmackvoll. Um sich davon zu überzeugen, braucht
man nur die großen Kostüme-Werke von J. H. von Heine-
Klenned, oder von A. von Eye und Jakob von Falke durch-
zublättern.

Auch Das muß zugegeben werden, daß der Frack einiger-
maßen „abweicht von den im gewöhnlichen Leben üblichen Kleider-
formen“. Allein hat er das nicht gemein mit den Festkleidern
aller Zeiten und aller Völker? Und ist das nicht gerade der
Beweis und die berechnete Eigenthümlichkeit des festlichen Gewandes,
daß es abweicht von den Arbeits- und Werktagskleidern?

Endlich gebe ich bereitwillig zu: der Frack ist vielfach miß-
liebig, besonders in Deutschland. Dies hat aber seinen Grund

weniger in den soeben hervorgehobenen Ausstellungen, als vielmehr
darin, daß man bei uns sehr oft in Zweifel geräth, wann man
im Frack erscheinen muß und wann nicht. Es hat sich darin eine
unzweifelhaft und überall feststehende Lebensgewohnheit noch nicht
ausgebildet. Allein daran ist nicht der Frack schuld. Derselbe Mangel
zeigt sich auf vielen anderen Gebieten der Sitten und Gepflog-
heiten. So ist bei uns z. B. Jeder zu einer anderen Stunde
zu Mittag. Nicht einmal in einer und derselben Stadt und in
einer und derselben Gesellschaftsklasse herrscht die nämliche Stunde
als Regel. In Berlin muß ich erst Erkundigung einziehen: „wann
speist der Mann?“ — wenn ich ihn besuchen will, ohne zu stören.
Diese Mannigfaltigkeit erschwert uns das Zusammenleben, während
in England das Alles durch einen bei Allen gleichmäßig in An-
sehen stehenden, wenigleich ungedruckten Sittenpiegel der Art
einheitlich geregelt ist, daß ein Jeder weiß, was er zu thun und
zu lassen hat. Jedermann weiß, daß er die Gabel nicht in die
Rechte nehmen, daß er den Hühner nicht mit dem Messer traktiren,
daß er überhaupt das Messer nicht nach dem Munde führen, und
daß er nicht ohne Frack und nicht mit bunter Kravatte in dem
Parterre der großen Oper erscheinen darf, ohne zu riskiren, daß
er nicht mehr als Gentleman gelte. Vielleicht könnte man durch
Vereine für einheitliche Regelung unserer Gesellschaftsgewohnheiten
wirken. Aber auch Tausende deutscher Vereine vermögen nicht die
Stellung des Fracks zu erschüttern. Denn diese Stellung ist nicht
deutsch, sondern international, ja europäisch oder vielleicht gar
tellurisch. Pflügt doch selbst King Bell in Kamerun bei großen
Feierlichkeiten ausschließlich im Frack zu erscheinen!

Jedenfalls hat der Frack, wie er jetzt ist, zwei große Vorzüge
vor allen seinen Vorgängern: es kostet wenig Geld ihn anzu-
schaffen, und wenig Zeit, ihn anzuziehen.

In England sagt man: Das Parlament kann Alles, nur
nicht aus einer Frau einen Mann machen.

In Deutschland könnte man sagen: Der Reichskanzler kann
Alles; aber den Frack abschaffen, das kann auch Er nicht.

Unruhige Gäste.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

11.

„Ich meine,“ sagte Beil, „wir lassen nunmehr den Brender und
meinen guten Freund Prudens für die nächsten Wege eben-
falls noch ganz aus dem Spiel; außer daß wir ihm vielleicht
eins von diesen Kindern schicken, um ihm zu bestellen, daß auf
der Bierlingswiese Alles in Ordnung gebracht sei. Es giebt
wohl noch einen anderen Weg zum Vorsteher und dem Meister
Schreiner im Dorfe, als den an der Pfarre vorüber?“

Höbe nickte und sagte:
„Wie Sie wünschen. Ich bin so glücklich und Ihnen so
dankebar!“

„Weil ich Ihnen in der Thorheit und im leeren Pathos
des Moments eine Grabstelle auf dieser schönen Erde, inmitten
dieses holden Sommers und in der Blüthe Ihrer neunzehn
Jahre im Voraus mit Beschlag belegt habe?“ murmelte Beil,
setzt mit innerlichstem Selbstvorwurfe das eben im Sturm Vor-
übergegangene überdenkend und vergebens verjüngend, es sich zum
gegenwärtigen und — künftigen Behagen zurechtzulagen.

Doch die Schwester seines Jugendfreundes lächelte:
„Ich bin wohl, wie Sie ja auch schon wissen, etwas älter.
Auch das Uebrige wird Gott fügen, wie er will. Was Sie mir
geben wollen, wäre nur ein Geschenk wie jedes andere. Es
würde wirklich der erste Fleck Landes sein, der mir als Eigen-
thum gehörte; aber ich weiß ja so wenig wie Sie, ob wir noch
Anspruch daran und Gebrauch davon machen können, wenn der
Herr gesagt hat: es ist Zeit; kommt!“

Sie sprach dieses bereits vor der Thür der Hütte, mitten
im blühenden Leben und Sonnenschein der Sommertagswelt.
Viele Menschen hatte ihr Begleiter auf seinen Wanderungen
durch die Städte und Länder kennen gelernt und hatte sie reden
gehört; aber Niemanden gleich dieser Idiotenlehrcerin aus Halah.
Und wie es um das Eigenthum und den Besitz auf Erden stand,

das war ihm auch nie so deutlich geworden, wie jetzt, wo die
Aufregung der vorigen Minuten sich gelegt hatte und er sich bei
voller Bestimmtheit für alle Zeit als ihr Eigenthumsheilhaber und
Grund- und Bodennachbar gebunden empfand.

Er bot ihr nun nochmals seine Hand beim Ueberstreiten
des kleinen Wasserlaufes auf der Wiese, und sie nahm sie jetzt
und ließ ihm, ohne Schen, in tiefen Gedanken, die ihrige bis
unter die einzelnen Tannen, dem Dorfe zu. Von dort gingen
sie, jedes für sich, auf dem andern Wege ins Dorf, um mit dem
Vorsteher und dem Meister Tischler zu reden; und fast aus jedem
Haufe und über jeden Baum blickten ihnen respektvolle Gesichter
von Alt und Jung entgegen und nach, und Einer sprach zum
Andern:

„Das ist der fremde Herr, der sich auf der Plätschreise die
Unkosten machen und die Fee begraben will!“

Bei dem Vorsteher trafen sie den Gemeinderath fast voll-
ständig beisammen; und Beil erfuhr wiederum, aber zu geringer
Verwunderung, in welcher übeln Stimmung sich das Dorf gegen
seinen Pastor verhielt, und wie der Letztere eigentlich nur durch
seine Schwester vor einer offenen Rebellion seiner Gemeinde
gegen ihn bewahrt wurde. Aber Alle waren selbstverständlich
höchstlich damit einverstanden, wie nunmehr dem Besen ein Stiel
gegeben werden und der nichtsnutzigen Affaire mit dem Volkmar
Fuchs zu einem friedfertigen Ende verholten werden sollte. Alle
versprachen gern, ihr Bestes zu thun, daß das Begängniß von
der Bierlingswiese her ohne unnütziges Zudrängen vom Dorfe
aus ablaufe — womöglich am nächsten Morgen schon, in der
frühesten Frühe. —

Beim Vorsteher hielten sich Beil und seine Führerin nicht
länger auf, als unumgänglich nöthig war. Sie gingen nunmehr
zu dem Schreiner, und der Gastfreund fragte:

„Was ist das für ein Mann? Das Wohlwollen der Gemeindegewissen scheint er gerade nicht für sich zu haben.“

Da lächelte Phöbe und meinte:

„Einer meiner besten Bekannten hier im Orte und, wie er selbst sagt und ich auch glaube, mein guter Freund. Ich kenne so wenig von den Menschen überhaupt; doch ich glaube, daß er wirklich Zuneigung zu mir hat und es mit uns zum Besten meint. Er ist gleichfalls weit in der Welt herumgewesen und kann wunderbarlich darüber reden. Es ist mir lieb, daß Sie ihn kennen lernen werden. Spörenwagen heißt er.“

„Beste Bekannte — gute Freunde von Ihnen, freundliche Nachbarin, muß ich immer zu den meinigen rechnen dürfen.“

„Er ist auch vor Jahren der gute Freund des armen Volkmar gewesen; aber um die arme Anna sind sie auseinander gekommen und leider bittere Feinde geblieben bis heute.“

„Um,“ meinte der Professor, „da bedarf es denn wohl eines neuen Kampfes?“

„Ich glaube nicht,“ sagte Phöbe.

Sie hatten seitwärts vom Dorfe eine ziemlich Strecke entlang eines vom eisenhaltigen Boden rötlich-braun gefärbten Baches zwischen Laubgebüsch und mächtigen Steinklößen zu wandern, ehe sie zu der Werkstatt und Behausung des Meisters Spörenwagen gelangten; und sie fanden, oder vielmehr Herr Weit von Bielow fand, in der That einen Mann, der wohl einer näheren Bekanntschaft werth war, bei der Arbeit.

„Ich bin es, Herr Spörenwagen,“ sagte Phöbe, den ortsgewohnten Gruß anfügend: „Glück auf!“

„Besten guten Morgen, mein Fräulein; guten Morgen, mein Herr,“ erwiderte ein zäher trockenere Junggesell, sich von seiner Hobelbank aufrichtend und mit unverkennbarem, weltmännischem „zu benehmen wissen“ ein gesticktes Troddelmützchen von einem bereits ziemlich kahlen Schädel löstend.

„Ein Jugend- und Universitätsfreund meines Bruders; Herr von Bielow!“ sagte Phöbe, ihren Begleiter vorstellend.

„Mein Name ist Spörenwagen. Habe bereits die Ehre gehabt, von dem Herrn Baron zu vernehmen — 's trägt sich schon um, und nicht bloß bei uns hier im Dorfe, wenn Einer den Geldbeutel zieht, wo er es gar nicht nöthig hat.“

„Sie wissen also so ziemlich genau, weshalb wir zu Ihnen kommen, Herr Spörenwagen?“ fragte Weit.

Der Meister nickte, ein paar Schemel mit seinem blauen Handwerkschurz ablegend.

„Wollen die Herrschaften nicht einen Augenblick Platz nehmen? Fräulein Phöbe, Sie wissen ja schon, so leicht kommen Sie nicht wieder fort, wenn ich einmal die Ehre von Ihnen habe. Und im gegenwärtigen Fall ist wohl noch Einiges etwas genauer zu besprechen. Nämlich Sie kommen mir eigentlich recht in die Quere, Herr Professor.“

„Wieso, Meister?“ fragte Weit nicht ohne einige Verwunderung.

Spörenwagen, seinen Hobel ausblasend, deutete auf seine Arbeit:

„Nämlich seit gestern Abend, wo die Nachricht vom Abscheiden der Frau von der Vierlingswiese zu mir gebracht ist, bin ich am trüblichen Werke, ohne auf officielle oder gar gütige Bestellung gewartet zu haben. Warum? darum! Wenn der Herr Baron von meinem Verhältnis zu dem Kä—, dem Volkmar Fuchs genauer Bescheid wüßte, so könnte er sagen: Nun ja, in solchem Falle thut man eben für seinen schlimmsten Feind mit Vergnügen, was man für seinen besten Freund mit Schmerzen thäte. — Aber so ist es nicht! Fräulein Phöbe weiß es hoffentlich, so ist Spörenwagen nicht! — Weshalb denn aber? Etwas weil sich für einen vernünftigen Menschen, der nicht auf dem Miste, auf den ihn seine Mutter hingeseht hat, sitzen geblieben ist, sondern aber sich in der Welt umgesehen hat und bis ins Ungarland und weiter gewesen ist, Mancherlei klar giebt, was seinen umwohnenden, angestammten, eingeborenen Mistfinken in Ewigkeit dunkel bleibt? allgemeines Wohl — öffentlicher Nutzen — selbstverständliche Sanitätsgesundheitslehre! Auch wohl mit; aber — für einen armen Teufel wie Unseren doch kein hinreichender Grund, sich privatim zur Aushilfe anzubieten —“

„Die Betrübniß ist es,“ sagte Phöbe. „D, zählen Sie nur nicht weiter auf, was es Alles sein könnte, weshalb Sie die ganze Nacht an dieser traurigen Arbeit gewesen sind, Spören-

wagen. Das Mitleid und die Erinnerung an vergangene Tage. Ich weiß es ja freilich, wie es vor Jahren anders gekommen ist, als Sie es sich zu Ihrem und der armen Anna Glück auf Erden vorgestellt hatten. Das hat Gott nicht so gewollt; eine solche Stelle hat er in Ihrer Seele erhalten wollen; und in der vorigen Nacht hat der Schein Ihnen bei der Arbeit geleuchtet, und Sie haben eine gute Nacht bei dem bitteren Werke gehabt und brauchen gewiß nicht zu fragen, ob Sie dem armen Volkmar vor kommen würden und ob die Gemeinde für die Kosten einzutreten werde.“

„Nun sehen Sie mal, mein lieber Herr Professor,“ wendete sich sonderbarerweise Meister Spörenwagen an Weit Bielow, „s sitzen nun jede Woche die beiden besten Freunde im Dorfe, nämlich dies liebe Fräulein hier und ich, und sagen sich gegenseitig die schönsten Matten. Nämlich sie mir; denn wo könnte ich konfuse Tischlergesellenherbergskreatur wohl etwas von dergleichen gegen sie aufbringen, was sie mir nicht mit der puren, ledigen umgedrehten Hand per Distanz aus der Faust wehrt? Was hätte es nun, wenn ich sagen wollte: Fräulein, es ist nicht bloß das, was Sie sich dies in Ihrem frommen, jungen, lieben Verstande — das Mitleiden, das Angedenken an vergangene Zeiten, oder wie's in den Städten zur Drehorgel oder hier den Bergen hinterm Spinnrade oder der Kuhherde von unglückseliger Liebe, zwei Königskindern und dergleichen geimung wird! Es ist mir weil Spörenwagen nur noch an den Hobel, den großen Hobel, den allgemeinen Hobel, der über Knubb und Knorren geht, glaubt, daß er sich diese Arbeit zu seinem Privatgenusse leistet. Dem Fräulein darf ich eigentlich mit diesem meinem Glauben nicht recht kommen und dem Herrn Bruder, dem Herrn Pastor Hahnemeyer noch weniger. Aber da frage ich nun den Sie, Herr Professor, wie hilft sich Unserer gegen die Mistfinken vor ihm? Durch den großen Hobel, sage ich! Der liefert für denkenden Menschen am Ende, meine ich, doch einzig und allein die seine Hobel im Fournier, mit dem Jeder doch nach seiner Weise die Welt belegt haben möchte. Wo hätte die allerbeste Politur, Herr Baron, wenn nicht der Mensch vorher mit dem Hobel, dem Allgemeinheits-hobel in seiner Seele und Ueberlegung und Philosophie über alle Mistfinken vor ihm auf seinem Wege sich hingequält hätte? Nämlich, und damit komme ich nun wieder auf meinen ganz speciellen Knorren, meinen alten hiesigen Schalkameraden, den Volkmar Fuchs. Ich hoffe zu Gott, daß Fräulein Phöbe es mir aus unserer intimen Bekanntschaft bezeugt, daß die ganze Nacht durch meinen Hobel nicht aus Machegefühl gegen ihn geführt haben kann. Und gar gegen die Fee, sein Weib, das arme Geschöpf, die Anna! Was konnte denn die dafür, daß wir uns ihretwegen seiner Zeit die Köpfe blutig schlugen? Er hat sie mir abgenommen, und ich bin in die weite Welt gegangen. Daß ihn sein Herr Graf seines Vortes wegen mal mit nach draußen genommen hat, das ist nichts; denn davon hat er mir den Schmissnamen „der Käfel“ mit nach Hause gebracht. Ich aber habe auf meiner Wanderschaft gelernt, den Hobel in meinem Gemüthe in der richtigen Weise zu handhaben, und in der vergangenen Nacht hat der glatt gemacht, was noch als Knubb und Knorren in mir gegen meinen alten Kameraden und mein Mädchen und meine Herzliebste vorhanden sein mochte. Sie haben von Dorfswagen den Volkmar und seine Familie auf die Vierlingswiese abgeholt und haben wohl daran gethan; aber einzusehen braucht ein Mensch wie er das nicht; dazu gehört eben schon ein anderer Hobel im menschlichen Innersten; Kultur und Verständnis gehört hierzu. Woher hätte der Käfel Kultur und sociales Verständnis schöpfen sollen? Aus seiner Wildjagd im Walde? aus seinem Handball mit der armen Kreatur, der Anna, in freier Luft des Sommers und im Winter im Stall, wo kein Bauer sein Schwein einperren? Oder im Buchthaus? Im letztern wohl noch am ersten, zumal da er doch auch Ehre in sich hatte auf seine Weise, was sich ja auch ausgewiesen hat, da er viel hochmüthiger gegen uns hier im Dorf herausgekommen ist, als er hineingegangen ist.“

„Was Sie damals — in seiner Abwesenheit an der Frau und an den Kindern gethan haben, das wird Ihnen der liebe Gott gewißlich ansehen, Spörenwagen,“ sagte Phöbe Hahnemeyer, aber der Meister, sich auch jetzt mit seiner Rede mehr an seinen männlichen Besuch wendend, brummte:

„Ach, was hab' ich denn da viel thun können? Natürlich hat es mir doch ein menschlich Gaudium sein müssen, der Fe-

„mehr vordemonstriren zu können: Siehst Du, Kind, wie gut es bei mir immer hättest haben können, wenn Du nicht seiner Hölle ebenfalls auf den schönen Bart und sonstige Kennzeichnung auf dem Schützenhof herein gefallen wärest! Aus purem blanken Hochmuth hab' ich der Gemeinde die Last mit dem armen Gehobelt und ihren Krabben abgenommen und für ein nothdürftig Unterkommen und Abfütterung schlecht genug gesorgt.“

„Das haben Sie nicht gethan, Spörenwagen! Mein Bruder und ich sind damals noch nicht hier im Dorfe eingezogen gewesen; aber ich weiß doch Alles, und Sie dürfen nicht so zu mir sprechen.“

„Na, Fräulein, dann wird es ja auch wohl in diesem Falle der Hobel, der große Kammhobel gewesen sein, den ich mir aus der Fremde mitgebracht habe. Der Herr hier wird wohl ein besseres Wort für das haben, was ich meine. Der Hobel hat mir auch über den Daut des Käfels fortgeholfen, als er mir nachher die Faust unter die Nase hielt und mich anschmauzte: Was hast Du Dich wieder eingemischt, wo Dich Keiner gerufen hat, Du böser Kopf? Und dem Weibe werde ich das Spiel auch schon eintränten, was sie hier in der Freiheit mit Dir getrieben hat, während sie mich da unten hinter Schloß und Riegel hatten! Der Satan danke Dir Deine Gutherzigkeit; — mein einziger Trost da unten im Institut ist gewesen, daß ich den ganzen Bau eingegangen wiederfinden würde; — da wäre uns Allen in der richtigen Weise geholfen gewesen.“

„O Freund, guter Freund, so habe ich Sie noch niemals her von erzählen hören!“ rief Phöbe, zitternd, die gefalteten Hände erhebend.

„Und herzlich leid thut mir das auch, mein liebes, liebste Fräulein,“ sagte jetzt der Meister Tischler leise und mit völlig verändertem Ton. „Sie haben Recht, ich bin eben toller in meiner Weltweisheit gewesen, als der Volkmar in seiner angeborenen Weisheit. So sollte vor Ihnen Niemand reden; und es ist auch wohl nur die nächtliche Arbeit gewesen — diese schlimme Arbeit hier für die Anna, die mir Sinn und Gedanken und Rederei so in Verwirrung gebracht hat. Der Herr Professor wird's auch wohl wissen; man mag mit dem großen Hobel noch so gut umzugehen gelernt haben in der Welt, man trifft immer noch einen Knarren vor sich, und zumal in einem solchen Sargbrett, über welchem Einem der Schweiß ausbricht und das Handwerkszeug Einem die Faust blutrünstig drückt. Wie hätte ich mir gestern Abend gegen die Nachricht aus der Fieberlöthe auf der Vierlingswiese anders helfen können, als daß ich mich mit meiner besten Kunst an dieses letzte Liebeswerk für die Fee begab?!“

Zeit von Bielow mit dem Gefühl, sich gegenwärtig in der besten Gesellschaft der Erde zu befinden, reichte dem armen Dorflichter die Hand über seine Hobelbank:

„Führen Sie Ihren Hobel weiter — hier weiter, wie Sie das draußen unter uns gelernt haben, Meister. Sie sind ein vornehmer Mann geworden auf Ihrer Wanderschaft, Meister Spörenwagen!“

„Das sagen Sie wohl nur so, lieber Herr. Bitten Sie lieber gleichfalls dieses liebe Fräulein für mich um Verzeihung für mein Aufbegehren eben. Aber einen Gefallen könnten Sie mir wohl thun.“

„Zeden, so weit es in meiner Macht steht.“

„Nämlich, ich bin natürlicher Weise auch die letzten Tage durch in meinen Gedanken um die Hütte auf der Vierlingswiese gegangen, habe auch sonst meine Nachrichten von dort und weiß, wie die Sachen dort stehen. Den Fuchs kenne ich leider nur zu gut und weiß, daß ihm das nicht leicht anzutreiben ist, was er sich in feinen wilden Sinn gesetzt hat. Nun möchte ich gern — auch von wegen meiner schweren Arbeit hier für ihn — das Mittel kennen lernen, was Sie heute Morgen angewendet haben, um ihn in seiner Verwirrung den letzten Ruheplatz für sein Weib unter seiner Feindschaft annehmbar zu machen.“

Phöbe sah einen Augenblick auf ihren Begleiter; dann antwortete sie für ihn:

„Meines Bruders Freund hat dem Käfel angeboten, zur Rechten und Linken von seiner Frau zwei Ruhestellen in Gottes Frieden, wenn nicht für ihn selber und seine Kinder, so für uns bereitwillig.“

Da legte Spörenwagen seinen Hobel auf das Brett vor ihm wieder und strich mit der flachen Hand über den letzten Asthorren in seinem edlen Werte.

„Herrschaffen,“ murmelte er, „und ich dachte mir was Großes dabei, daß ich ihn heute Abend in der Dunkelheit mein Nachwerk vor die Thür faren und ihn mit Gelassenheit bitten wollte, mir zuzulassen, ihm sein Weib mit darein zu betten. Lieber Herr, Sie sind noch weiter in der Welt herumgewandert als der arme Tischlergeselle. Sie haben es doch noch besser gelernt, mit der Konfusion und Rath- und Hilflosigkeit von Unserem umzugehen, als Unserer!“

12.

Meister Spörenwagen ging wieder zu seiner Arbeit, nachdem er den Beiden von seiner Haushür aus nachgesehen hatte, bis das Gestrüpp und Gestein sie feinen Blicken entzog. Er hatte muntere, klare blaugraue Augen; aber dieselben blickten jetzt sehr ernst unter den zusammengezogenen buschigen Brauen hervor, als er nun murmelte:

„Ueber das liebe Fräulein, mein Fräulein Phöbe, verliere ich weiter kein Wort hierbei; aber — der Herr, — ein nobler Herr — der gelehrte Mann, der vornehme Mann, weiß er es für alle Zeit ganz genau, was er da auf sich genommen hat heute Morgen?“

Kopfschüttelnd ging er zu seiner Arbeit — seinem Antheil an der christlichen Wohlthat, dem gesellschaftlichen Liebeswerk für den Käfel und seine Frau, zurück; Zeit und Phöbe aber erreichten die Pforte wieder und fanden den Freund und Bruder, den Pastor Prudens, immer noch in verdrießlich-sorgenvoller Rathlosigkeit in seiner Stube auf und abschreitend.

„Ihr seid lange ausgeblieben! Nun, was habt Ihr erreicht?“

Sie sagten ihm in den einfachsten Worten, wie sie ihr schweres Werk ausgerichtet hatten, und auf welche Art der wilde Mann von der Vierlingswiese überredet worden war, die Leiche seines Weibes nicht zu einer Waise in seinem Kampfe mit der Gesellschaft zu machen.

Betroffen, staunend, erschrocken sah der Pfarrrer von dem Freunde auf die Schwester. Zum ersten Mal in seinem Leben überkam ihn wohl die volle Deutlichkeit davon, welsch ein Lebensweg dazu gehört haben mußte, dieses junge, kindliche Mädchen so ruhig todesficher zu machen. Er hatte auch wohl noch nie in seinem Leben ihren Namen so weich und zärtlich betont, als da er jetzt rief:

„Phöbe! Phöbe, welsch eine seltsame Auskunft! Und Du, Zeit? Der Mann von den Pfaden der Welt, der hier nur vorübergeht und wohl nie wieder den Fuß an diesen Ort setzen wird! . . . Laßt mich das doch erst überlegen — zurechtlegen! Hat das Euch der Herr auf die Zunge gelegt und in die Seele gegeben, so wird es gewiß so recht sein, aber —“

„Meine Seele ist jetzt ganz ruhig, lieber Bruder,“ sagte Phöbe lächelnd. „Und Spörenwagen will den Satz so schön als möglich machen und kein Geld dafür annehmen, weder von der Gemeinde, noch von — Deinem — unserm Freunde.“

„Der Meister Spörenwagen? des Mannes bitterster Feind?“

„Ein Gentleman-Socialist, ein weiser und ein guter Mensch in der Wüste, Prudens!“ rief Zeit. „Wir fanden ihn schon an der Arbeit; und er hat über seinem Hobel mir eine Vorlesung über Gesellschaftslehre gehalten, wie sie mir nie von einem Statheber und nur höchst selten vielleicht auf der Landstraße, an einer Straßenecke, auf dem Schiff oder bei sonstigen Zufallsgelegenheiten vorgetragen wurde. Dieser Meister Tischler hat mir ungemein gefallen, und ich bin gern mit meiner Bereitwilligkeit gegen sein früheres und besseres Anrecht zu diesem melancholischen Liebeswerk zurückgetreten. Es ist mir eine Ehre gewesen, diesem Mann die Vorhand zu lassen, und ich danke Deiner lieben Schwester herzlich dafür, daß sie mir das Vergnügen seiner Bekanntschaft vermittelt hat.“

„So geschehe Dieses nach Eurem und Gottes Willen, ich werde mit dem Kantor und dem Todtengräber reden,“ rief der Pastor unruhvoll. „Du mein Freund hast Dir für Deine ferneren Schritte durch dieses Leben einen seltsam stillen Ruhepunkt in diesem Bergdorf zum Eigenthum gemacht. Möge Dir Dein Erwerb zum Segen gereichen und das Gedanken an ihn nie zu einer Last werden!“

„Amen!“ rief der Gastfreund heiter. —

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus einem Weltbade.

Von Paul v. Schönthan. Mit Illustrationen von S. Schüttgen.
I.

Liebstes Munchen!

Ich habe es mit Hilfe unseres alten Sanitätsrathes erreicht — er hat mich ins Seebad geschickt. Der brave Doktor hat meinen Mann zu überzeugen gewußt, daß meine Nerven (weil ich nur wüßte, was man eigentlich darunter versteht) sich nur

Östende beruhigen und stärken können, daß ich der ersten größeren Wintergesellschaft unterliegen würde, wenn nicht rechtzeitig etwas für mich geschieht. Karl hat sich anfangs gegen dieses Reiseprojekt freilich gesträubt; Du weißt, er ist schwer von einer Nothwendigkeit zu überzeugen (erinnere Dich meiner Kämpfe bezüglich des letzten Subscriptionsbalks), er hat bei aller Liebe, mit der er mich sonst überhäuft, kein richtiges Verständnis für ganz Rücksichten; ich glaube, er weiß nicht einmal, was „Nerven“ sind, er selbst erfreut sich ja — unbedenken — einer eigenen Gesundheit. Aber ich — erinnerst Du Dich der Gesellschaft bei P—s im März? Sah ich nicht



Villa des Königs in Ostende.

damals schon schrecklich leidend aus? Ich habe es aber auch versprochen, niemals wieder etwas Grünes anzusehen, es verträgt sich nun einmal nicht mit — meinem Teint.

Aber nun zu Wichtigem: Hier ist es herrlich, ach, Munchen, wie bedaure ich Dich, daß Du die Reize eines Seebades nicht kennst, daß Du an einen Mann getettet bist, der zu kein Glückseligkeit durchaus Alpennatur nöthig hat, der sich nur für und so viele hundert Fuß über dem Meeresspiegel wohl fühlt!



War es nicht Dein Mann, der in diesem Winter in der Gesellschaft bei P—s die Aeußerung that, das Gemüth bedürfe großartigerer Eindrücke, als das Seebad mit dem ewigen Einerlei „Sand und Meer“ zu bieten vermag? Ich bitte Dich! Was man etwa in der Schweiz hat! Ewig die „Jungfrau“ und immer wieder die „Jungfrau“. Uebrigens ist Ostende besonders von der Natur bevorzugt — wie mir gestern Nachmittag am Strande ein Herr, der mir vorgestellt wurde, versicherte. Würden sonst der König und die Königin von Belgien den Sommer hier verbringen, hätten sie sich sonst ein wunderbares Schloß im Westen Ostendes erbauen lassen? Ich glaube nicht. Und was für herrliche Ausflüge giebt es hier! Und denke Dir, immer per Esel. Diese Partien ins Land machen ungeheuer viel Spaß. Hast Du schon auf einem Esel gefessen? Es ist ein ganz merkwürdiges Gefühl: der erhabene Menschengestalt auf dem Sinnbilde der Dummheit! Man hat mir



Partie ins Land.

gesagt, daß es ganz gefabelhaft ist, und ein Kusse, der mir heute auf der Escalade vorgefertigt wurde und der seit 18 Jahren seinen Sommer in Ostende verbringen, hat mir sein Ehrenwort gegeben, daß ein solches Thier



H. Schlittgen
Ostende

Am
Strande

nach nie durchgegangen ist oder einer Reiterin
Angelegenheiten bereitet hätte. Ach, hättest Du
mich bei meinem ersten Ritte gesehen! Ich hatte
das durchbrochene Grenadinekleid an, das Hell-
gelb sahste außerordentlich zu der grauen Farbe
des Thieres.

Das Amüsanteste bleibt aber der Strand.
Man kann stundenlang dazwischen und auf das
Meer hinausschauen und über das Räthsel der
Unendlichkeit nachdenken. Ich will das auch
gerne noch thun, vorläufig giebt es für mich
aber noch viel Anderes zu sehen. Ach diese
Touletten, man wird nicht müde, die weiblichen
Erscheinungen zu mustern! Und wie reizend
die Kinder angezogen sind, zum Küssen! In
Atlas und Seide liegen sie im Sand, ich würde
das Günstel nie erlauben. Man hört hier in
allen Sprachen konversiren. Ostende ist ein Bad
pour tout le monde; der lebenswürdige
Kaffe, ein Bekannter untrer U—s, hat mir, gründ-
lich wie er ist, heute einige Notizen auf meinen
Folgsäcker geschrieben, die ich Dir mittheile,
damit Du ein Bild von der bunten Gesellschaft
Ostendes erhältst. Im vorigen Jahre haben hier
15048 Belgier, 5257 Franzosen, 4018 Eng-
länder, 3978 Deutsche, 697 Russen, 562 Ameri-
kaner, 478 Ungarn, 474 Holländer, 111 Schweizer, 104 Serben,
87 Italiener, 40 Spanier, 29 Afrikaner, 25 Afiaten, 14 Australier,
5 Türken, 4 Griechen zc. gebadet, die Zahl der Besucher schwankt
zwischen 35- und 40 000; und das in den vier Monaten Juni
bis September!

Das Werthwürdigste ist, daß ich noch Niemand gesprochen
habe, der sich in meiner Lage befindet und zum ersten Male ein
Seebad gebraucht. Die Meisten kennen bereits Scheveningen,
Trouville, Biarritz, Nordern, Helgoland oder wenigstens Herings-
dorf. Aus den Vergleichen entnehme ich, daß das eleganteste
Badeleben sich in den französischen Seebädern entwickeln soll, der
Strand soll dem Boulevard des Italiens in Paris gleichen und
in Bezug auf „chic“ soll dort das Höchste geleistet werden.
Kam von B., die auch hier ist, aber morgen abreist, erzählte mir,

daß sie in Trouville ein Vermögen ausgegeben habe, sie ist aller-
dings gewohnt auf großem Fuß zu leben. Trotzdem habe ich
mir vorgenommen, jenes großartige Leben im nächsten Jahr, wenn
es meine Gesundheit erlaubt, kennen zu lernen. Der Doktor wird
mir wohl seine Hilfe nicht versagen, und wenn ich, so Gott will,
nur halbwegs leidend bin, wird mir's Karl nicht abschlagen.
Das Meer, von dem ich eigentlich eine richtige Vorstellung nicht
hatte, ist gar nicht so wild, wie ich dachte, es ist sogar sehr artig
und sendet nur ruhige, flache Wellen an den sandigen Strand,
man wird bald vertraut mit ihm und man verlernt förmlich allen
Respekt vor dem gewaltigen Ocean, den Schiller z. B. im „Taucher“
so schrecklich schildert. Vielleicht hat unserem Dichtersfürsten das
Bild des Meeres an der Küste von Biarritz vorgeschwebt, wo es
Riffe und Felsen giebt, hier findest Du nur Sand, und man muß

im Wasser lange waten, ehe die Fluth die Unzulänglichkeit der Badebekleidung bedekt.

Was nun das Baden betrifft, so muß ich Dir gestehen, daß mich — die ich bisher nur an die Abgeschlossenheit unserer Badestube gewohnt war — ein Schauer überlief, als ich dieses Treiben hier sah. Die Eintheilung der Badestunden ist hier nämlich so merkwürdig, daß die der Damen mit jenen der Herren zusammenfällt, und Du kannst Dir denken, daß man einigermaßen überrascht ist, wenn man am Morgen im Wasser von einem Herrn begrüßt wird, mit dem man am Abend zuvor im Kurjaal getanzt hat. Denke Dir: heute stellte mir Tante Clara im Bad den Lieutenant von B. vor — ich hätte beinahe laut aufgelacht — wenn ich nicht selber so betroffen gewesen wäre. Zu Deiner Beruhigung bemerke ich, daß er seine Uniform mit einem sehr kleidsamen gestreiften Tricot vertauscht hatte.

Es giebt Damen, die förmlich Toilette machen, ehe sie den Badefarren verlassen, — und die meisten Engländerinnen lassen ihr unverwahrtes Haar auf der Fluth schwimmen, angeblich aus Rücksichten für das Gedeihen des Haares, im Grund ist es

aber eine Kofetterie wie eine andere. Wenn man nicht selber befürchten müßte, kritisiert zu werden, könnte man interessante Studien machen; ach, wie hat mich die Baronin K., die in Venedig auf den Ballen so viel Furore macht, enttäuscht, — ja, das Badekostüm kleidet nicht Jede!

Aber, ich glaube, diese Betrachtungen führen mich zu weit, auch hat es soeben zu regnen aufgehört, ich verlasse mein einfaches Stübchen im Hôtel Meriau und eile nach der Escadade. Mein nächster Brief soll die Beschreibung Ostendes vervollständigen, ich habe Dir noch nichts vom Kurjaal, von den Konzerten, den Remen und den andern Herrlichkeiten dieses Weltbades geschrieben, obwohl ich bereits so genau Bescheid weiß, als hätte ich jeden Sommer in dem reizenden Ostende verbracht.

Wie bedauere ich Dich, liebes München, daß Dich der sture Wille eines gerade in der Badefaison etwas eigenmächtigen Lebensgefährten nach der langweiligen Schweiz verbannt hat. Du hättest ein besseres Los verdient. Adio für heute und unzählige freundschaftliche Umarmungen von Deiner aufsichtigen Freundin
Grete.

☾ Sommernacht. ☽

Still und stumm ist die Nacht,
Es schlummern die Räume,
Die Winde schlafen;
Nur hin und wieder,
Von ängstlichen Träumen
Geschreckel, ein Zephyr
Rühret die Flügel:
Dann rauscht's durch die Wipfel
Der Birken und Buchen
Wie hauchender Harfe
Saitengesäusel. —
Drauf wie zuvor
Still und stumm ist die Nacht.
Horch, jezt schwingt sich
Ein süßes Klöten

Zum schimmernden Aelher:
Wenn Alles schlummet,
Wachet und weinet
Die Nachtigall,
Verlorener Liebe
Anselig Sehnen
Vertrauend dem Monde,
Dem Kranken, bleichen
Bruder der Leiden.
Und es denket der Mond
Der eigenen Liebe,
Der schönheitsstrahlenden,
Goldenen Sonne,
Der ewig stehenden,
Stolzen Göttin:

Und bitterer Thränen
Silberne Quellen
Entströmen des Goltes
Unsterblichen Augen.

Es weicht die Nacht
Dem leuchtenden Morgen;
Auf Feld und Wiese
Welch Kimmern und Glimmern!
Es schimmern im Scheine
Der lachenden Sonne
An Gräsern und Blüthen
Die Thränen des Mondes.

Otto Sievers.

Humboldt's astronomische Ortsbestimmungen in Amerika.

Von J. Loewenberg.

Wir betreten in diesem Artikel ein Gebiet, auf welchem die große Masse der Leser nur ungenügend populären Schriftsteller Folge leistet; denn vor wissenschaftlichen Zifferkolonnen pflegt das Laienpublikum die regelrechte Flucht zu ergreifen, und hinter astronomischen Ortsbestimmungen wittert jeder diesen bösen Feind. So möge denn im Voraus versichert werden, daß hier auch nicht die kleinste homöopathische Dosis beschwerlicher astronomischer Wissenschaft auch nicht in minimalster populärer Verdünnung zugemutet werden soll. Die nebenstehende Uebersichtstabelle führen wir unsern Lesern nur als ein geographisches Kuriosum vor, das gewiß auch das Interesse weiterer Kreise in Anspruch nehmen darf, und wollen hier nur so viel sagen, wie gerade zum Verständniß der Karte nöthig erscheint.

Die Zeiten sind zwar längst vergessen, wo selbst die Grenzlinien Europas, der Wiege unserer Civilisation, in abenteuerlichsten Formen gezeichnet wurden, aber gezählt sind die Tage noch lange nicht, wo die Erde auf den Landkarten neuentdeckter Länder so zu sagen taumeln und mit äst umherschwanke. Die neuesten Karten von Africa zeugen am besten davon: Klüfte, Gebirgsszüge und einzelne Ortschaften verändern auf ihnen von Jahr zu Jahr ihre Lage, und nur allmählich entwickelt sich unter unsern Augen die richtige Form des dunklen Welttheils.

Wiel schlimmer war es jedoch im Anfang unseres Jahrhunderts mit der geographischen Kenntniß der Länder von Central- und Südamerika bestellt. Die Forscher, welche dort Ortsbestimmungen vornahmen, wie J. Covens, Azate und d'Anville ließen sich arge Fehler zu schulden kommen und schufen Karten, die der Wirklichkeit gar nicht entsprachen. So wurde z. B. für Veracruz am Golf von Mexico in Länge- und Breitengraden eine Lage bestimmt, die in Wirklichkeit am entgegengesetzten Ende Mexicos nahe an der Küste des Großen Oceans gesucht werden mußte.

In Zahlen ausgedrückt waren die Unterschiede der einzelnen Angaben jener Forscher so groß, daß z. B. die Lage von Veracruz von dem Einen um 104 Meilen weiter nach Westen gerückt wurde als von dem Andern.

In diesem trostlosen geographischen Wirrwarr sollte Alexander von Humboldt endgültig Ordnung schaffen.

Als der berühmte Forscher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sich zu seiner wissenschaftlichen Reise vorbereitete, waren die Methoden, astrono-

mische Ortsbestimmungen auf Reisen anzustellen, schon fast vollkommen ausgebildet, und man hatte auch schon leicht transportable Instrumente, über deren Gebrauch ihm die damals in Deutschland lehrreiche Autorität der Direktor der Gothaer Sternwarte von Reich, informirt hatte. Die ersten Uebungen machte Humboldt am Jena, maß hier alle „Mantelhöhhen“, dann ging er nach Dresden, um dort mit seinem vierzehnjährigen Sextanten unter der Leitung Kochler's, des damaligen Inspektors des mathematischen Salons, weitere Uebungen vorzunehmen, die sich bis Billnig, Adligkeit und Teplitz erstreckten. Auch während seines Aufenthalts mit Leopold von Buch in Salzburg, 1798, sowie in der Umgegend von Paris und in Spanien machte er mehrere Ortsbestimmungen und war beim Antritt der amerikanischen Reise mit Instrumenten und Methoden vollkommen vertraut.

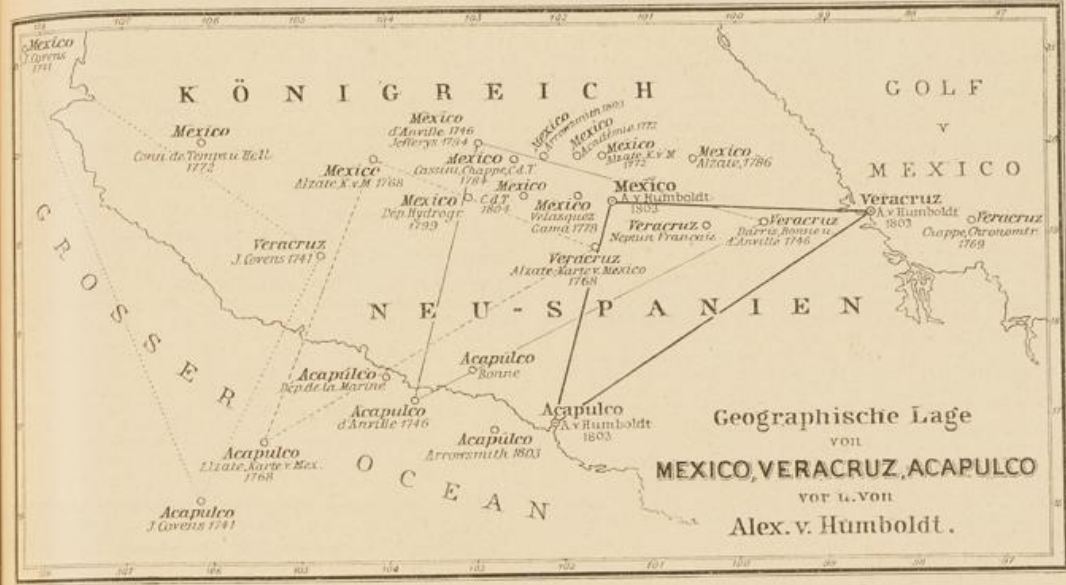
Schon die Längenbestimmung von Cumana, dem ersten Orte, den Humboldt in Südamerika betrat, nennt Ende, der berühmte Director der Berliner Sternwarte, „ein glänzendes Beispiel von Genauigkeit und Sicherheit“.

Die astronomischen Beobachtungen zu den sämtlichen Ortsbestimmungen Humboldt's in America kosteten aber nicht weniger als 417 Tage und Nächte. Die Arbeiten mußte der Forscher zumeist in den Wäldern unter dem Geschwüre der stochenden Mosquitos und bei unheilbarem Fieber unter dem ungemessenen Rücken eines Mantlhiers, oder eingezwängt in ein enges Schiffsdach auf dem Kanoe, ausführen. Nicht selten war es auch der getrübe Himmel, der die Beobachtung außerordentlich erschwerte und die unermüdlichsten Anstrengungen der Geduld erforderte. So mußten z. B. bei der Beobachtung der Jupiterraubanten in Caracas nicht weniger als 27 Nächte durchwacht werden, und zwar wegen der unbefriedigenden Witterung — vergebens! —

Auf unsern Karten „Geographische Lage von Mexico, Veracruz, Acapulco“, sehen wir neben diesen drei Ortsnamen noch Personennamen und Jahreszahlen, die besagen, von wem und wann die Lage dieser Orte beobachtet und bestimmt worden ist. Werden die Positionen eines und desselben Beobachters zu Dreiecken verbunden, so gemäht sich ein anschauliches Bild, wie die einzelne und gegenseitige Lage dieser Orte, die Konfiguration der Küste und des Landes von Astronomie-

Wissenschaften und Geographen zu verschiedenen Zeiten dargestellt worden ... Das mit stärkeren Linien gezeichnete Dreieck zeigt die Lage der Erde ... Bestimmungen Humboldt's, welche noch jetzt als richtig gelten, und ... leben mit stannender Bewunderung, wie unsichtbar die früheren

und die Anerkennung seines Fleißes müssen uns noch größer erscheinen, wenn wir dabei an den Anspruch denken, den Völkern in seiner schönen, warmherzigen Abhandlung Alexander von Humboldt's Stellung in der Wissenschaft gethan: „Humboldt war kein Astronom, er hat nie ein



Positionen und wie groß die Abweichungen und Fehler vor Humboldt waren. Nach dem, was hier nur an drei Orten zu veranschaulichen versucht werden ist, deren Gesamtzahl aber 200 übersteigt, dürfte kein Zweifel bestehen an Humboldt's Verdiensten um die astronomischen Ortsbestimmungen in America. Aber der Reiz seines weltumfassenden Geistes

astronomisches Werk verfaßt, nie anders, denn als Liebhaber auf Sternwarten gearbeitet. Den jüngeren Forschungsreisenden der Gegenwart möge aber Alexander von Humboldt auch in dieser Hinsicht als ein Vorbild gelten, auf dessen Bahnen sie zum Nutzen der geographischen Wissenschaft wandeln sollten.

Blätter und Blüten.

Bemerkte. Neue Folge: 1) Unter seltsamem Mißgeschick leiden zwei Schwäger: Maria und Sebastian Bucheli aus Luzern, Gemeinde ... Seit länger als zwanzig Jahren von einander getrennt, vermisst jedes die Sehnsucht nach dem Andern. Im Jahre 1882 trieb es den ...

Schiffe „Dero“ von Hamburg aus gelangt war. Seitdem fehlt der armen Witwe jede Nachricht über ihre Söhne. 6) Max Freudenthal, Sohn des Rentiers C. Freudenthal aus ...

2) Fast hoffnungslos ist der Aufruf nach einem verschwundenen ... dem achtzehnjährigen Alfred de Percy in Dresden. Ueber ...

7) Franz Landrath, der Sohn des Arbeiters Gottfried Landrath in ...

3) Seit dem 7. Juni 1884 wird der Handelsmann Max Ferdinand ...

8) Aus Herrheim, im oberrheinischen Fürstenthum Birkenfeld, begab ...

4) Am 29. April 1884 ist der vierzehnjährige Paul Heyner aus ...

9) Mutter und Tochter durch ein Mißgeschick getrennt. Die Tochter ...

5) Eine alte Wittwe in Altona sucht ihre beiden zur See ge ...

10) Seit 1872 gilt für verschollen Franz Proß, geboren 1844, ...

Aus dem Nachlaß von Karl Stieler. Der literarische Nachlaß von Karl Stieler ist veröffentlicht worden. Er ist nicht umfangreich, denn der Dichter gehörte zu den Glücklichen, deren Werke gesucht waren und sofort Absatz fanden. So konnten seine „nachgelassenen Werke“ in zwei kleinen Bänden vereinigt werden, die vor Kurzem im Verlage von Adolf Bonz u. Komp. in Stuttgart erschienen sind.

„Kulturbilder aus Bayern“ ist der Titel des einen Werkes, in dem uns eine ausgewählte Sammlung der Vorträge geboten wird, welche Karl Stieler in den verschiedensten Städten Deutschlands über das Volksleben seiner Heimath mit großem Erfolg gehalten hatte. Es sind treffliche Essays, in denen der Prosaist Stieler in seinen besten Eigenschaften vor uns tritt und von welchen der Herausgeber derselben Karl Theodor Deigel mit vollem Recht sagen durfte: „Die herzlichste Freude, die mit der wiederholten Lektüre der Essays verbunden war, wird Jeder, der den Reiz der harmonischen Kunstgebilde auf sich wirken läßt, mir nachempfinden. Beschreiben läßt sich die Stimme eines leichten und doch feurigen Weines nicht.“

„Ein Winter Idyll“ heißt das andere Werkchen, das in anmuthigen Versen das Lebensglück des Dichters schildert, wie es ihm einst unter dem Tuche seines väterlichen Landhauses entgegen lachte. Ursprünglich beabsichtigte Stieler, in diesem Winter-Idyll sein ganzes Leben, auch die Begegnungen mit seinen Freunden, zu beschreiben, es ist ihm aber die Ausführung dieses Planes nicht mehr möglich gewesen; was er schaffen konnte, bezieht sich nur auf seine engeren Familienverhältnisse. Um so besser, möchten wir sagen, denn durch den reinen Herzenszug, der durch das ganze Werkchen geht, mülhet uns dasselbe wunderbar traulich und herzgewinnend an. Stieler war ja der Glückliche, der das Resultat seines Lebens in die schlichten Worte fassen konnte:

„Wenn ich daheim bin, werden sie wohl fragen,
Was ich erlebte? — Doch dann schweig ich still.
Was ich erlebte? . . . Nichts. — Nur ein Idyll.“

Doch besser als alles Loben und Erwägen wird ein kleines Citat aus jener Dichtung unsere Leser den echten Werth derselben erkennen lassen. „Kinberzeiten“ lautet der Abschnitt, aus dem wir das folgende Genrebildchen herausgreifen:

„Und einmal wieder schien die Sonne warm,
Ich sah im Gärtlein auf der Mutter Arm
Und sah ins Blau und sah hinab zur Erden.
Da frag sie lachend: ‚Sag, was magst du werden?‘
Ein erstes Kind, das man so kindisch liebt,
Man fragt's ja gern schon, eh's noch Antwort giebt.
Was magst du werden, Du mein kleiner Fant?
Gewiß ein Maler oder Musikant?
Da rollt die Post vorbei mit hellem Ton.
Am Ende gar ein kleiner Postillon?
Doch trotzig schüttelt' ich das winz'ge Haupt,
Das kaum der erste blonde Kraum umlaubt.
Ja was denn sonst? scherzt mir die Mutter vor
Und hebt im Spiel die schlaute Hand empor.
‚Julegt ein Dichter? — Wari, du arges Bunt!‘
Da nickt das Köpflein fest und resolut.
Sie aber lacht: ‚Schaut nur den Unbaud an,
Der dichten will und — noch nicht sprechen kann!‘“

Eltern- und Gattenliebe, die herrlichen Blumen, die uns fremdlich blühen am dornenvollen Wege des Lebens, wie innig wahr hat sie Stieler in seinem Idyll befangen! Er hat es aus seinem Herzen und für sich gedichtet, er schuf uns aber, ohne es zu ahnen, ein verklärtes Bild eines echten Familienlebens, das in tausend Herzen Wiederklang findet! Das ist die reine letzte Gabe des heimgegangenen Dichters!

Die Stiefelkontribution zu Koblenz. Nach dem Rückzuge der Koalitionstruppen und dem von der Republik Frankreich im Jahre 1794 mit Preußen abgeschlossenen Separatfrieden waren die Soldaten der untheilbaren Republik unter General Hoche Herren der zum Trierer Kurfürstenthume gehörenden Stadt Koblenz. Nicht genug, daß dem Magistrat derselben eine hohe Kontributionssumme auferlegt ward, erging an ihn der Befehl, innerhalb 24 Stunden mehrere hundert Paar Stiefel zu liefern, da die Armee der Sansculotten sich der „Beschuhung“ noch nicht zu entäußern gelernt und großen Mangel an Fußzeug litt. Aber der befohlene Termin sah die Leistung nicht erfüllt, auch ein zweiter blieb ergebnislos. General Hoche, der für die rechtzeitige Lieferung verantwortlich war, versiel auf ein ebenso verächtliches als brutales Mittel, zum Ziele zu gelangen. Er ließ durch Plakate und Ausrufer eine allgemeine Volksversammlung auf einem der Märkte veranstalten, zu deren Theilnahme jeder männliche Einwohner von Koblenz berechtigt war, sobald er das achtzehnte Jahr überschritten.

Nicht umsonst hatte der französische Befehlshaber auf die Reugier und die Vorliebe für Zusammenkünfte bei dem leichtlebigen Rheinländer volles gerechnet. Zur bestimmten Stunde war der Markt gedrängt voll von Männern aller Stände, die sich erwartungsvoll um die Rednerbühne scharten, von der herab ihnen der Grund ihrer Verurteilung mitgetheilt werden sollte. — Wahrscheinlich um jede Störung des Vortrags zu verhindern, geschah es, daß ein Bataillon französischer Soldaten mit Kling-

den Spiele aufzog und, sich rings um den Markt postirend, nur eine schmale Gasse für die sich entfernenden oder zukommenden Hörer ließ. Zugleich aber bestieg ein Vertreter des Befehlshabers die Tribüne, unter dem Schwoigen der Versammlung begann er mit der Klage, daß der wiederholte Aufschub der Stiefellieferung ohne Wirkung geblieben, und da der General selber gedrängt werde, habe, um der Sache ein rasches Ende zu bereiten, jeder der Anwesenden sich sofort seiner Fußbekleidung zu entledigen und durch die einzige von den Soldaten offen gelassene Gasse von dannen zu gehen. So groß die Entrüstung und der Lärm im ersten Augenblick immer waren, der Anschlag der Gewehre der kriechenden Wächter, die den Kordon mit jeder Minute verengten, verließ den Muth des Beamteten verflärten Nachdruck; mit Ingrim und geheimem häßlichen entledigten sich die zur Volksberatung versammelten hiesigen Koblenzer ihrer Schuhe und Stiefel und pilgerten harfuß oder in Strümpfen durch die Reihen der ganz ehrenbüdig vor den unbelächelten Offizieren des republikanischen Terrorismus Spalier bildenden Soldaten ihrem Heim entgegen. Die zurückgelassene Pelatombe aber, die den Weg zu einem Schustermagazin umgewandelt hatte, ward sofort von dienstfertigen Händen gesammelt und mittels Fußzeugs rheinamwärts geführt. General Hoche hatte seine Aufgabe erfüllt und war malitios genug, den Koblenzern in einer Befehlsmachung seinen Dank auszudrücken, daß ihm dieselbe von Seiten der würdigen Bürger der Stadt nach Kräften erleichtert worden sei.

Aufforderung. In einer der nächsten Nummern unserer Blätter theilen wir den Bericht über die Vergebung von Fahrstühlen an arme Gekränkte mit, zu welcher der Wohlthätigkeitssinn unserer Leser uns die Mittel geboten hat. Da aber alle Bitten um solche Dulse noch nicht erfüllt werden konnten, so eruchen wir diejenigen, welche gebenedet, aber noch brauchbare Fahrstühle besitzen und entbehren können, dieselben als Geschenk oder gegen billigen Preis uns zukommen zu lassen. Die Redaction der „Gartenlaube“.

Allelei Kurweil.

Schach.
Problem Nr. 3. Von Ch. Kandelst in Paris.
SCHWARZ



WEISS
Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge matt.

Räthsel.

Als Freund, Genosse und Bekannter, Entfernst Du es, bleibst statt der Zeit
Als Fremder oder Auserwandler Zurück, was Dich zu Deinem Nicht
Stellt es sich öfters bei Dir ein, Bei treuem Fleiß verwandelt kann
Daß Du nicht weilst mehr allein. In einen grundgelehrten Mann.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)
Karl Emil N. in Rottbus. Derartige Vorschläge werden und jemals nicht weiter, wir müssen dieselben jedoch aus Rücksicht auf die Gesamtheit unserer Leser ablehnen und sind sehr bedauert, nur das zu bringen, was ein allgemeines Interesse beanspruchen darf.
M. G. in D. Meiner's „Was willst Du werden? Die Berufsarten in ihrem Vorkommen und Schattenseiten (Darmstadt, G. Köhler's Verlag)“ ist zu empfehlen. Die Berufsarten des akademischen Studiums werden gleich in der ersten Abtheilung des Werkes besprochen. Die folgenden Abtheilungen betreffen das Geschäftsleben, das Militär- und Seemannsleben, die Berufsarten der Kunst u., und den Schluß bildet eine Abhandlung über die verschiedenen Arten der Freizeiten.
M. D. in Brunn. Die Namensunterschrift Ihres Briefes ist unleserlich. Wir bedauern, daß uns Eingeladene nicht verwenden zu können.
H. St. Auf deutschen Universitäten ist derartige Promotion nicht mehr möglich.
M. W. in Köln. Ihre für die Expedition Dr. G. A. Fischer's bestimmte Summe haben wir dem Geographischen Institut von Justus Perthes in Gotha überreicht.
H. W. in Breslau. Angenommen.

Inhalt: Trubens Reich. Von H. Heimburg (Fortsetzung). S. 501. — Weibens Schloß. Illustration. S. 501. — In der Schloßmühle. Von M. G. S. 502. — Mit Illustration. S. 502. — Naturhistorische Beobachtung. 1. Die Geschichte vom Hund. Von Carl Braun-Büchel. S. 505. — Mit Illustration. S. 505. — Ein Mann und der Gesellschaft. Von Wilhelm Maack (Fortsetzung). S. 509. — Reize aus einem Weltbade. Von Paul v. Schönborn. I. S. 512. — Mit Illustration. S. 512 und 513. — Sommernacht. Gedicht von Otto Ziemer. S. 514. — Damotet's astronomische Ortsbestimmungen in America. Von J. Leventenberg. S. 514. — Mit Karte. S. 515. — Elfen und Stätten. Vermischte. Neue Folge. S. 515. — Aus dem Nachlaß von Karl Stieler. — Die Stiefelkontribution zu Koblenz. — Aufforderung. — Allelei Kurweil. — Schach. Problem Nr. 3. Von Ch. Kandelst in Paris. — Räthsel. — Kleiner Briefkasten. S. 516.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redacteur Dr. H. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sämtlich in Stuttgart.